

1. Jahrgang. • Heft 9. • Dezember 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—,
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 e.

Zur ältesten Geschichte der Eisenindustrie in Oberschlesien.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

II.

Zu den Ausführungen im vorigen Heft (S. 515) habe ich noch, bevor ich mich wieder dem 17. Jahrhundert zuwende, nachträglich zu bemerken, daß der Eisenhammer an der Klodnitz, der Althammer, schon um 1517 im Besitz der Familie des Nyka gewesen sein muß. In einer Urkunde vom 21. Februar 1517, auszüglich mitgeteilt in den Lehns- und Besitzerurkunden Schlesiens von Grünhagen und Markgraf (B. II, S. 404), wird neben anderen Ortschaften Kuznicze Nykowa angeführt, hinter welches die Herausgeber der Lehnsurkunden ein Fragezeichen setzen. Kuznicze Nykowa heißt aber das Nykafche Schmiedewerk und ist somit das Schmiedewerk zu Althammer, bezw. die Ortschaft Althammer darunter zu verstehen.

Wie schon ausgeführt, war das Schmiedewerk zu Althammer seit jeher gezwungen, das zu seinem Betriebe notwendige Eisenerz sich aus der Herrschaft Beuthen zu holen, und da es die Besitzer von Beuthen in späterer Zeit nicht ohne weiteres abgeben wollten, so kam es zu Verhandlungen und Abmachungen zwischen den Standesherrschaften Pleß und Beuthen, deren schriftlicher Aufzeichnung wir es zu verdanken haben, daß wir das eine und das andere über das alte Lübenauer Schmiedewerk, den Althammer,

erfahren. Zu Auseinandersetzungen kommt es besonders, als am Anfang des 17. Jahrhunderts die durch bedeutenden Geschäftssinn sich auszeichnende ungarische Familie der Henckel von Donnersmarck in den Besitz der Herrschaft Beuthen gelangt und in Oberschlesien ansässig wird. Fast aus allen beuthenischen Schriftstücken dieser Zeit klingt uns die Klage der Familie Henckel darüber entgegen, daß sie durch die Kaiserliche Hofkammer, die ihnen die Herrschaft verkauft hatte, stark übervorteilt worden sind, daß ihnen Renten und Einkünfte angerechnet und diese von ihnen bezahlt worden sind, die entweder überhaupt nicht vorhanden waren, oder die, wie das Bergregal, sich der Kaiser zuguterletzt, als alles bezahlt und geregelt war, vorbehielt. Kein Wunder, wenn die neuen Inhaber der Herrschaft Beuthen nun bemüht sind, das Einkommen aus ihrer Herrschaft möglichst zu erhöhen, und so auch nicht ohne weiteres gestatten wollen, daß angrenzende Herrschaften sich bei ihnen den Eisenstein zum Betriebe ihrer Eisenwerke holten. „Wasmaßen sich der Herr — schreibt Lazar Henckel von Donnersmarck am 10. September 1632 an Friedrich Kardinal von Widdern, Hauptmann der Standesherrschaft Pleß — wegen Nichterfolgung des Eisensteins beschwert findet . . . nun kann ich dem Herrn nicht bergen, daß weilen ich des Eisensteins weder von diesem noch auch bis dato sehr wenig genossen, mir aber derselbe um viel tausend Gulden in Taxierung dieser Herrschaft angeschlagen worden, auch richtig bezahlen müssen, als wird mir's der Herr, noch kein anderer verargen können, wann ich hiesüro meinem bishero erlittenen Schaden Rat schaffe und dies mein so hoch und teuer erkauftes und bezahltes Gut besser, als dahero beschehen, in Acht nehme.“ So habe er, Henckel, mit einem seiner Unterassen, auf dessen Boden gleichfalls Eisenstein zu finden war, sich zusammengesetzt und einen Vertrag geschlossen, laut welchem sie sich beide unter einer Konventionalstrafe von 100 Dukaten zu des andern Gunsten verpflichtet haben, keinen Eisenstein unter 15 Kreuzer die Fuhr abzugeben, allerdings unter Verzicht auf den bis dahin üblichen Eisenzins. Wir können wohl in diesem Kontrakt die erste Bildung eines oberschlesischen Eisensyndikats erblicken, allerdings nicht unter amerikanischem Einfluß und nicht nach amerikanischem Muster entstanden, aber dem geschäftlichen Sinne der genannten Familie der Henckel von Donnersmarck entsprungen. „Wer aber“ — heißt es weiter in dem Schreiben des Lazar Henckel — „weder die alten verfallenen Zins entrichtet, noch anstatt des Zins hinfüro für ein Fuhr 15 Kreuzer mit erlegen will, dem solle durchaus kein Eisenstein, es sei auch wer es sei, ausgefolgt werden, welches ich also dem Herrn . . . freundlichen zu berichten nicht unterlassen wollen . . . Datum Schloß Neudeck den 10. September 1632.“ Seitens der Standesherrschaft Pleß wurde hiergegen geltend gemacht, daß der Grund

und Boden desjenigen Teiches, aus dem das Wasser auf einen dem Lazarus Henckel in der Herrschaft Beuthen gehörigen Eisenhammer geleitet wird, zu Pleß gehöre; aus guter Nachbarschaft aber sei die Nutzung des ganzen Teiches dem angrenzenden Hammer im Beuthnischen überlassen worden, wofür aber von der Herrschaft Beuthen der Eisenstein, so viel man dessen zum Betriebe des Pleßer Eisenhammers bedurfte, gegen Erlegung von zehn Zentner Eisens und zehn Thaler Geldes jährlich, ausgefolgt zu werden pflegte. So sei es seit undenklichen Zeiten üblich gewesen. — Nachdem man jahrelang, wie es scheint nutzlos, verhandelt hatte, wurde im Februar 1640 Wenzel Kamenski von Schwientochlowitz von Pleß nach Neudeck geschickt, um die Verhandlung durch persönlichen Meinungs-austausch zu einem schnelleren Resultate zu führen. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß der Eisenhammer die ganze Zeit geruht hat. Vermutlich wird er an dem Vorrat von Eisenstein, den er von früher her gehabt haben wird, noch zu arbeiten gehabt haben. Daß gerade Wenzel Kamenski als Abgeordneter gewählt worden war, hatte wohl darin seinen besonderen Grund, daß dieser an dem Zustandekommen einer günstigen Abmachung mit dem Beuthener Eisensteinsyndikat, wenn man so sagen darf, auch ein persönliches Interesse dadurch hatte, daß er selbst Besitzer eines Schmiedewerks, und zwar des Boguzker d. h. des Bogutschücker Hammers war, zu dessen Betrieb er ja auch auf den aus Beuthen stammenden Eisenstein angewiesen war. Scheinbar haben sich also die Konsumenten zusammengethan, um den Produzenten gleichfalls vereint entgegenzutreten. Kamenski hat jedoch in Neudeck nichts erreicht. Die Gebrüder Henckel, die Söhne des Lazar Henckel, der sich scheinbar von den Geschäften schon zurückgezogen hatte, an die der Abgesandte gewiesen worden war, gebrauchten die Ausrede, sie hätten nur die Nutznießung der Herrschaft, das Dominium habe der Vater sich vorbehalten. Als Kamenski mit Repressalien seitens der Standesherrschaft Pleß drohte, für den Fall, daß die Henckels nicht nachgeben wollten, meinten die Gebrüder Henckel, „ihr Herr Vater habe die Herrschaft bei Ihrer Kaiserlichen Majestät ein ruhiges Gut erkauft, als werden Ihre Majestät auch die vorfallende Strittigkeit zu schützen und manutenerien wissen.“ Zur Weiterführung der Verhandlungen schickt Lazar Henckel im Jahre 1640 von Tarnowitz aus einen Beamten nach Pleß, meint aber bald in dem dem Abgeordneten mitgegebenen Akkreditivschreiben an Siegfried von Promnitz, Standesherrn von Pleß, daß, obwohl er „gute nachbarliche Vertraulichkeit“ höher schätze denn „ein Handvoll Erdreichs“, davon er doch den Nutzen bald mit 17000 Thalern habe zahlen müssen, so sei es ihm nicht nur allein um den Standesherrn von Pleß, sondern auch um andere zu thun, „die ebenes Falles, wenn

dem Herrn ich (Henckel) was bewilligen sollte, mich um solchen Nachlaß molestiren möchten.“ In den weiteren Schriftstücken wird eine Konferenz, die auf dem Eisenhammer selbst stattfinden soll und an welcher der Standesherr von Pleß persönlich teilnehmen, Lazar Henckel in Folge seines Alters und Unpäßlichkeit sich durch seinen Schloßhauptmann Stenzel Haubitz vertreten lassen will, verabredet. Henckel schreibt Tarnowitz, den 6. September 1640: „. . . so lasse ich doch dabei bewenden, was ich dem Herrn durch meine Leute habe offerieren lassen, daß nämlich auf ein Hundert mit Geld bezahlte Fuhren, vierzig Fuhren Eisenstein ohne Entgelt des Herrn Beamten, doch nur bloß auf des Herrn Hammer von meinem Grunde sollen gefolget werden.“ Ob die Verbindung, welche wir vorhin als Eisensyndikat bezeichnet haben, bereits gelöst war, oder ob dadurch, daß ein Teil des Eisensteins mit dem vollen Preise bezahlt werden und das übrige als Zulage angerechnet werden sollte, die Bestimmungen bezüglich der Konventionalstrafe von 100 Dukaten umgangen werden sollten, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Die Vergünstigung, die dem Standesherrn von Pleß zuteil werden sollte, soll übrigens nur für das standesherrliche Schmiedewerk zu Althammer gelten. Wann die Verhandlungen zu einem endgiltigen Resultat gelangt sind, ist nicht mit Bestimmtheit zu ersehen, da der geschlossene Vertrag in einer Originalausfertigung oder glaubwürdiger Abschrift nicht vorhanden ist. Erhalten ist jedoch ein undatiertes Originalconcept des zwischen Siegfried von Promnitz und Lazar Henckel von Donnersmark für ewige Zeiten abgeschlossenen Vertrages, dessen Hauptinhalt darin besteht, daß die Standesherrn von Pleß „berechtigt sein und bleiben sollen auf gedachten Pleßischen Hammer zu Schmilowitz (die Bezeichnung „zu Schmilowitz“ ist durchgestrichen) aus der Herrschaft Beuthen den Eisenstein, so viel man dessen bedürfende, von itziger Herrschaft Beuthen Herrn von Henckel, dessen Erben und Erbnehmern zc. ungehindert, abholen zu lassen. Hergegen vor 100 Fuder gut tüchtigen Eisensteines, jedes Fuder 12 Kübel Pleßischen Maßes haltende, 50 Fuder und also jedesmal nur die Hälfte jeder Fuhre mit 6 Silbergroschen, wovon 1 Silbergroschen den Berghäuern und 5 Silbergroschen der Beuthnischen Herrschaft gehörig, gezahlet werden sollen.“ Ein Schreiben des Freiherrn von Promnitz vom 24. November 1640 spricht dafür, daß man sich in der That dahin geeinigt hatte. Dasselbe wird auch durch eine Notiz von der Hand des Hans Georg von Franken aus dem Jahre 1671¹⁾ bestätigt. Dieselbe Notiz nennt uns auch den Namen des Untersassen, mit dem Lazar Henckel den Vertrag abgeschlossen hatte, nach welchem keiner von beiden den auf seinem Grund und Boden

¹⁾ Die Notiz befindet sich auf einem Schreiben des Grafen Leo Ferdinand an den genannten Hans Georg von Franken.

ergrabenen Eisenstein unter einem bestimmten Preis verkaufen dürfe. Der Name lautet Cellari. Wir haben somit wieder einen Italiener vor uns, der mit den Geschicken der obereschlesischen Eisenindustrie in Verbindung steht. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es Andreas Cellari ist, der 1625 im Beuthnischen sich niederließ und von Peter Hornig von Horn auf Radzionkau dessen Land- und Erbgut, das Dorf Radzionkau, in Pacht nahm „mit allen Metallen und Eisenstein, welcher auf dem Grunde Radzionkau gewonnen wird, . . . wie auch mit freier Genießung und Ausführung des Eisensteins“ (c. 1)

Beinahe vierzig Jahre hören wir nun von Althammer und seinem Schmiedewerk kein Wort. Es ist jedoch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß letzteres auch während dieser Zeit im Betriebe war, und zwar für Rechnung der Herrschaft, die auf demselben ihren Verwalter hatte. Neue Verhandlungen wegen Eisensteinlieferungen beginnen dann wieder in den siebziger Jahren desselben (d. 17.) Jahrhunderts, und aus der hierüber vorhandenen Korrespondenz sollen einige Daten mitgeteilt werden, die über den Preis des Eisensteins und das Quantum des verbrauchten Erzes einigen Aufschluß geben.

Am 20. Januar 1672 ist zwischen Hans Georg von Franken auf Goldmannsdorf, Kanzler der Standesherrschaft Pleß, und dem Grafen Leo Ferdinand Henckel von Donnersmark ein neuer Vertrag abgeschlossen worden, dessen Hauptpunkt also lautet: „Es bewilliget und überlasset Ihro hochgräfl. Gnaden, unangesehen, daß des Eisensteins jede fuhr zu 13 Kübel auf umliegende alle Eisenhämmer pro 5 Silbergroschen dem Brauch nach aus seinen Bergen ohne das Ladgebüßr verkauft wird, aus sonderbarer Affektion und Liebe gegen wohlgedachten Pleßnischen Herrn Kanzler als seinen lieben Herrn Vatern (Schwiegervater?) 3600 fuhren aus den jetzigen Bergen, jede fuhr mit 21 Bergkübel beladen, ohne das Einladgebüßr, jedoch daß hiefüro diese Willfährigkeit, so bloß dem Herrn Kanzler zu obligieren beschiezt, zu keiner Sequell gezogen werden solle, abführen und nach seinem Belieben abholen zu lassen. Vor welche so beredte 3600 fuhren Eisensteins und in specie vor eine jede fuhr von 21 Bergkübel pro 5 Silbergroschen ohne Ladgebüßr, verspricht wohlervähnter Herr Kanzler alsobald, in Erwägung, dieselbe hierdurch seiner gnädigen Herrschaft einen merklichen Nutzen schafft, 800 Reichsthaler zu anticipieren und alsobald bar erlegen.“ Das Pränumerando-Geschäft muß dem Grafen Henckel zugesagt haben, denn er wendet sich ein Jahr darauf an den Grafen Schaffgotsch, der damals die Standesherrschaft Pleß vormundschaftlich verwaltete, mit dem Vor-

1) Cod. Dipl. Sil. XXI, S. 177.

schlag, unter denselben Bedingungen wiederum für 2500 voraus zu bezahlende Reichsthaler Eisenstein zu kaufen. Schaffgotsch ersucht den Kanzler von Franken, sich gutachtlich zu diesem Vorschlag zu äußern, und dieser hegt in seinem abgegebenen Gutachten einige Bedenken gegen einen solchen Abschluß. Auch klagt er über den Rückgang der Konjunktur. Schon seit drei Jahren — führt er u. a. aus — stocke der Absatz des Eisens, und da Althammer noch einen großen Vorrat auf Lager habe, wisse man nicht, „wohin damit“, umsoweniger da die alten Teschener Eisenhändler und Schmiede sich von Pleß anderwärts hingewandt „und sonst auch hiesigen Orts kein Handel noch Wandel mehr vorhanden“. Dazu komme noch, daß Graf Henckel selbst einen Eisenhammer gekauft, und da er den Eisenstein nicht zu bezahlen brauche, könne er das Eisen billiger verkaufen und so auf den Pleßer Eisenhammer einen Druck ausüben. Von dem im vorigen Jahre erkauften Vorrat, den 36000 Fuhren, sei außerdem noch ein Rest vorhanden, der ausreiche, um vier Jahre den Eisenhammer im Betrieb zu erhalten, da dieser jährlich etwa 7000 Hammerfübel (1 Hammerfübel = $1\frac{1}{2}$ Bergfübel) verschmelze. Für die verlangten 2000 Thaler würde man demnach einen Vorrat erlangen, der mit dem noch vorhandenen auf etwa 24 Jahre reichen würde. Die Erfahrung lehre aber — führt der Kanzler in einer für die Rechtszustände älterer Zeit sehr charakteristischen Weise aus — daß Verträge mit so langer Frist unpraktisch seien. So habe er dies gesehen, als die Söhne Lazar Henckels nach dem Tode ihres Vaters sich geweigert hätten, den mit ihrem Vater für ewige Zeiten geschlossenen Vertrag innezuhalten. Nur mit Mühe und Not sei es ihm gelungen, mit dem Grafen Leo Ferdinand, der ihm „aus vielen Captibus hoch obligat gewesen“, den vorhin angeführten Vertrag abzuschließen. In der That sind ja auch die Bedingungen dieses Kontraktes weniger günstig für Pleß als die mit Lazar Henckel getroffene Abmachung. Aus dem projektierten Geschäft ist — wohl in Anbetracht der durch den Kanzler geäußerten Bedenken — nichts geworden. Anno 1684 schon sehen wir den Standesherrn von Pleß wiederum bemüht, einen neuen Vertrag wegen Lieferung von Eisenstein zu erzielen. Dasselbe sehen wir im Jahre 1712 sich wiederholen. Hier wird jedoch nicht mehr von einem Hammer gesprochen, es heißt vielmehr in einem Schreiben vom 14. September dieses Jahres, das der Standesherr von Pleß an denjenigen von Beuthen richtet: „nachdem auch aus Euer Liebden Bergwerken der Eisenstein vor meine hiesige Hämmer ic.“ Gemeint kann hier nur außer dem Schmiedewerk zu Althammer der Bogutzker Hammer sein, der gerade um diese Zeit eine Reihe von Jahren im Besitze der Pleßer Standesherrschaft war. Der im 17. Jahrhundert, vermutlich dank italienischem Gewerbefleiß, entstandene Hammer zu Jaroschowitz, dessen

schon im vorigen Hefte Erwähnung geschehen ist, befand sich nicht in unmittelbarem Besitz der Standesherrschaft. Auch holte sich dieser seinen Eisenstein aus den angrenzenden Besitzungen des Krakauer Bistums, wohin er es näher hatte, als in's Beuthen'sche. Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß in der Herrschaft Pleß selbst im 17. Jahrhundert Eisenerze gegraben worden sind, und zwar in den Gemarkungen des Rittergutes Mokrau. „Mir ist glaubwürdig beigebracht worden“ — schreibt der Standesherr von Pleß an seinen Vasallen Kreczik, den Inhaber von Mokrau — „daß Ihr Euch vor wenigen Jahren unterstanden hättet, auf Eurem in meine Herrschaft Pleß gehörigen Fundo, nicht allein Eisenstein zu graben, sondern auch der Nutzung desselben, Euch eigentümlich anzumaßen.“ Als Inhaber des Bergregals verbietet er dies dem Vasallen. Nachdem dieser die „Probatorial-Instrumenta“ „gehorsamblich eingebracht“ hatte, wurde ihm den 7. März 1680 „die Grab- und Nutznießung des Eisensteins auf seinem Felde gnädig verstattet“. Dem Standesherrn hat er aber den gebührenden „Canonem“ zu entrichten. Die Mokrauer Eisenerze scheinen ihrer Qualität nach für eine weitergehende Verwertung nicht geeignet gewesen zu sein. Man hat auch Versuche angestellt, die Mokrauer Erze mit den Beuthnischen zu vermengen. Jedoch müssen die Versuche fehlgeschlagen haben, da der Mokrauer Eisenerze weiter keine Erwähnung mehr geschieht. Bevor wir uns von Althammer abwenden, will ich noch mitteilen, daß laut einer Eintragung eines Urbariums, das in den Jahren 1728—1736 entstanden ist, bei dem Eisenhammer folgende bei ihm beschäftigte Personen angeessen waren: Die Hammerschmiede Jan Demara, Myklay Wyrka, Simon Skiba, Jonek Skiba Kohlschütter, Jurek Pazdzior, Andreas Pazdzior Hammerschmied, Tomek Nimiec, Tomek Suchy, Jakob Froic und Kaspar Limainski Hammerwächter, Woitek Cofola Kohlbrenner. Die Ansiedelung wurde durch den unentbehrlichen Kretschmer, einige sogenannte Gärtner u. vervollständigt. Außer den aufgezählten Personen werden vermutlich noch andere als Hilfsarbeiter beschäftigt gewesen sein; dieselben werden jedoch im Urbarium nicht angeführt, weil sie keinen Grund und Boden innehatten und daher auch keinen besondern Zins zahlten.

Die weitere Geschichte des Althammers, der noch im 19. Jahrhundert als Hüttenwerk floriert hat, zu erzählen, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Die mitgeteilten Notizen sind allerdings lückenhaft und das Material an Daten sehr gering, mehr ließ sich aber nicht austreiben. Mag nun immerhin diese lückenhafte Schilderung als Beitrag zu der noch sehr darniederliegenden Geschichte der einheimischen Industrie wohlwollend aufgenommen werden.

Die oberschlesische Kirmes.

Ein Bild aus dem Volksleben.

Von

Paul Lechmann, Tharnau.

Volksgewohnheiten und Volkssitten haben ihre Bedeutung; aus ihnen ergibt sich der Charakter des Volkes; in ihnen spiegelt sich ein Bild des geistigen Lebens der Bewohner eines Landes ab; sie sind es, die durch Jahrhunderte hindurch dem Volke sein eigentümliches Gepräge erhalten. Die Gewohnheiten und Sitten eines Volkes sind nichts fest Gegebenes, nichts Unwandelbares, sie sind etwas Gewordenes und dann ein von Generation zu Generation fortgeerbtes Besitztum. Von manchem alten Brauche der Vorzeit weiß man gar nicht, wie und auf welche Veranlassung hin er in das Volksleben aufgenommen worden ist. Er ist eben da und verleiht dem Volksscharakter eine besondere, eine eigentümliche Signatur, durch welche sich ein Volksstamm von andern Volksstämmen unterscheidet. Volkssitten und Volksgewohnheiten gehen auch Hand in Hand; sie sind nicht zu trennen. Es ist aber dabei zu beachten, daß eines Volkes Wesen und Art wunderbar geheimnisvoll abhängig ist von der Naturumgebung, die fortwährend auf Geist und Körper einwirkt.

Doch, das soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Aber erwähnt muß werden, ehe wir in das eigentliche Thema eintreten, daß von manchen Sitten und Gewohnheiten eines Volkes, die also in einem ganzen Lande gelten, nur der „allgemeine“, der Grundzug derselben, im Laufe der Zeiten geblieben ist, und daß sich in den einzelnen Landesteilen oder Gegenden entweder minimale oder auch recht bemerkenswerte Unterschiede herausgebildet haben. Ganz besonders ist hier hervorzuheben, daß manche Gewohnheiten und Sitten erst mit gewissen staatlichen oder kirchlichen Einrichtungen im Laufe der Zeit ins Leben getreten sind, und ohne die vorgenannten Einrichtungen überhaupt nicht entstanden wären. Viele dieser Volksgewohnheiten stempelten einzelne Tage zu „Volksfesten“, zu „Festzeiten“, in denen das Volk die Schwere des mühsamen Lebens vergessen wollte, in denen es die Bürde der Arbeit von sich warf und sich die Volkseele in die heiteren Regionen der oft ausgelassenen Freude und Fröhlichkeit aufschwang.

Zu den Festen nun, die von kirchlichen Einrichtungen ausgingen oder mit diesen sich mehr und mehr verbanden, und die dem Volke lieb und teuer wurden, gehört vor allen andern die „Kirmes“ oder das Kirchweihfest.

In früherer Zeit wurde dieses Fest in unserem Lande in einem Umfange und in einer Art vom Volke gefeiert, von dem wir Neueren, wir Kinder des „zwanzigsten Jahrhunderts“, uns keine Vorstellung machen können; denn unsere heutige „Kirmes“ ist nur noch ein Schatten von jener rauschenden, brausenden Volksfreude der alten Zeit.

Im folgenden soll dem Leser ein aufgefrischtes Bild jener heiteren Volksgebräuche und Volksfeste in lichten Farben geboten werden. Wir wollen uns im Geiste besonders in jenen Landesteil unseres Vaterlandes versetzen, wo der „Kirmesgebrauch“ oder das Fest der „Kirmes“ ganz besonders in der früheren Zeit vom Volke mit Jubel und Behagen gefeiert wurde; ich meine Oberschlesien.

Beginnen wir mit dem „Kirmessonnabend“, diesem von Jung und Alt längst herbeigesehnten „Vorfesttage“ der Kirmes. Die Landbewohner Oberschlesiens nennen diesen Tag — um so recht seine Bedeutung auszudrücken — „Kuchebacktag“. Natürlich hat die sorgsame Hausfrau und Mutter die Tage vorher Weizenmehl, Milch, Butter, Rosinen und Mandelkerne in bester Qualität und gehöriger Quantität besorgt. Von den flinken Kinderhänden sind auch schon die „Kuchenbleche“ fein sauber gepuzt und geschmiert worden. Kaum beginnt am „Kuchebacktage“ der Morgen zu grauen, so regt sich's gar emsig in den Häusern des Dorfes. Längst vor Sonnenaufgang des „Herbsttages“ steigt aus den kleinen Schornsteinen des meist aus Lehm hergestellten „Backhauses“, das sich gewöhnlich hinter dem Wohngebäude im Baumgarten befindet, eine dicke Rauchsäule gen Himmel. Das ganze „Kirmesdorf“ ist zu dieser Zeit in Rauch gehüllt, der als Bote der Kirmesfreude nach allen Richtungen zieht. . . . Ein geschäftiges Laufen und Hantieren entwickelt sich nun; besonders das „Frauenvolk“ hat nun alle Hände voll zu thun. Da wird das Schäfern und Lachen, das Possentreiben und Spielen beiseite gelassen, und am besten ist es in dieser Zeit, wenn das „Mannsvolk“ die „Arbeit“ der backenden Mädchen und Frauen nicht stört, denn am „Kuchbacktage“ hört beim „Weibsvolk“ alle Gemütlichkeit auf, denn nach einem treffenden Spruch der oberschlesischen „Männerwelt“ haben

„die Weiber, wenn sie waschen und backen,
Wohl mehr als sieben Teufel im Nacken“.

Nun gar erst das „Backofenheizen“; mit welchem Eifer und welcher Vor- und Umsicht wird es betrieben! Beim Bauer, wo das Gesinde aus Knechten, Groß- und Kleinmägden besteht, hat nur die „Großmagd“ das unbestreitbare Vorrecht, den „Backofen“ zu heizen.

Wenn der gewölbte Ofen glüht, dann befindet er sich in dem richtigen Zustande, um die „Kuchen“ aufzunehmen. Aber jetzt wird er von der Großmagd erst gehörig gefegt und die glühenden Kohlen werden mit der

Krücke nach rechts und links geschoben; alsdann ergreift die kräftige und gewandte Hand der drallen Maid die eiserne Schürstange und pustend und schwitzend läßt sie dieselbe hin und her fahren. Aber damit ist die Arbeit noch nicht beendet. Jetzt erwischt die Magd erst noch den angefeuchteten „Kehrwisch“; mit diesem versucht sie die zu große Glut des Backofens etwas zu mildern, indem sie mit dem „Strohwich“ an der langen Stange“ auf und nieder und nach den Seiten des Ofens fegt. Ist diese Manipulation gehörig ausgeführt, dann ist endlich der Backofen für die Aufnahme der Kuchen zugerichtet.

Doch, verlassen wir das „Backhaus“ für kurze Zeit und begeben wir uns in die „Küche“, wo die appetitlichen Kirmeskuchen gar sorgfältig in verschiedener Form von der Hausfrau und ihrem weiblichen Dienstpersonal für den Backofen zugerichtet werden.

Aus dem großen „Bactroge“, der am Küchenofen aufgestellt ist, nimmt die Hausmutter mit geschicktem Griff den Kuchenteig und schlägt ihn mit einer kleinen Holzschaukel klumpenweise auf die bereitstehenden „Kuchenbleche“ nieder. Nun wird jeder Teigklumpen auf seiner blechernen Unterlage mit der flachen Hand breit gedrückt und geflatscht, bis er die gehörige Form hat. Nicht lange dauert es, und der Bactrog ist leer und reihenweis paradieren die „weißen Festküchlein“ auf Brettern. Damit die „Kirmeskuchen“ aber ein hübsches Aussehen bekommen und auch später besser die Kehle „hinunterglitschen“, werden sie erst noch mit „zerlassener Buttertunke“ bestrichen. Ist dies mittelst einer Feder oder eines Kuchenpinsels geschehen, so streuen die beteiligten Finger der Bäckerinnen die geschmierten Kuchen mit sogenannten „Kuchenknippeln“, die aus kleinen Teigklümpchen, die in Butter geschmort sind, bestehen. Jetzt endlich sind die verschiedenen Arten von Kuchen: die Quarkkuchen, Mohnkuchen, Äpfel- und Pflaumenkuchen — die man auch kurzweg die „Gefüllten“ nennt — fertig und können nun in das Backhaus getragen werden.

Geschäftig trippeln die Mägdelein und auch wohl die Kinder des Hauses mit den zubereiteten Kuchen auf dem Arm nach dem Backhaus. Das ist ein Rennen und Laufen, ein Kommen und Gehen, ein Hüpfen und Springen, als gelte es, das ernsteste und notwendigste Geschäft von der Welt mit dem möglichsten Eifer zu verrichten. Oft kommt es auch vor, daß bei dieser Gelegenheit die eine oder andere der Kuchenträgerinnen ausgleitet, dann „platscht“ der Kuchen zur Erde und die Bescherung liegt da, wo sie nicht liegen sollte. Entgleitet einem Kinderhändchen das Kuchenblech, dann setzt es von der Mutter wohl gar einen „Puff“ oder „Klaps“, das ist dann für den kleinen Kuchenträger ein bitterer Tropfen in den schäumenden Kelch der Kirmesfreude . . .

Sind die Kuchen alle ins Backhaus besorgt, so beginnt jetzt die Hauptaktion des Kuchenbacktages. Nun heißt es für die „Großmagd“ alles Wissen und Können in dem kritischen Punkte der Kuchbackkunst zu zeigen. Wie ein Soldat mit gefälltem Bajonette steht die dralle Gestalt der „Ofenheizerin“ in einer Positur, als gelte es einen Ausfall; in der Hand schwingt sie die „Kuchenschusse“ — ein schildartiges Brettchen an der langen Stange — und nun beginnt der große Aktus des „Kuchenschiebens“. Die Großmagd läßt sich die Kuchenbleche auf die „Schusse“ setzen — ein Ruck — ein Schub — und nach einander verschwinden durch die virtuose Handhabung der Schusse die Kuchen in dem glühenden Bauche des unförmlichen Backofens. — Große Erwartung! — Endlich, nach einer halben Stunde oder auch schon eher, öffnet sich durch eine geschickte Handhabung der Großmagd oder der Ofenheizerin überhaupt die Blechthür des Backofens — das große Werk ist geschehen, der feierliche Augenblick ist da, wo die Kuchen in ihrem bräunlich-knusprigen Kirmesmäntelchen sich den Kennerblicken der Bäckerinnen präsentieren. Ein süß angenehmer Duft dringt aus der Ofenhöhle und verrät, daß die Kuchen abgebacken sind. Kunstgerecht werden sie durch die „Schusse“ aus des Ofens Rachen ans Licht gebracht und ins Haus zurückgetragen. Sind die Kuchen und „Kirmesstriezel“ — dickere Kuchen — gut geraten, so giebt es bei den Bäckerinnen fröhliche Gesichter und Scherzreden; sind sie dagegen verbrannt und also mißraten, dann spielen die Jünglein der mißmutigen Bäckerinnen gar erregt und die Weiblein schieben eines dem anderen in nicht gerade schmeichelhaften Worten die Schuld an dem Unglück zu.

Mittlerweile ist es fast Mittag geworden. Schnell wird noch der „Kirmesbraten“ in einer Riesenpfanne in den Backofen geschoben, damit er hier durch intensivere Glut recht gar und bräunlich werde.

Ist die Kuchenbäckerei besorgt, dann geht es an das Scheuern der „guten Stube“; auch Tische, Bänke, Stühle u. s. w. werden am Kirmessonnabend gehörig gesäubert. Das „Frauenvolk“ zeigt eine wahre Wuschwut, und wehe dem armen, unvorsichtigen „Mannsbild“, das es wagt, in die Wäscherei mit Stiefeln oder Schuhen „hineinzupantschen“; die holden Frauenlippen, die sonst so gern fußbereit sind, lassen ein wahres Donnerwetter von Scheltworten los gegen das Opfer des gerechten weiblichen Jorns . . . Im Laufe des Nachmittags zieht schon mehr feiertagsstimmung in die Gemüter der Leute des Kirmesdorfes. Die Männlein paffen ihre Kirmespeifen und drücken sich gemächlich da und dort im Hause herum; etliche fühlen ein menschliches Rühren in Zunge und Kehle und schlenkern dem Dorfkretscham zu, um dort ein kräftiges Kirmeschlucklein zu genießen.

Aber die Weiblein gönnen sich weder Ruh noch Raft.

Besonders hat die vielgeplagte Hausmutter alle Hände voll zu thun; denn mit dem Kuchenbacken allein ist noch lange nicht die Vorbereitung zu einer solennen Kirmesfeier beendet.

In der kleinen Ruhepause, die sich das Hausmütterchen etwa gönnt, werden verschiedene „Kuchenpare“ — Kuchenpakete — in fein säuberliche Linnentüchlein eingebunden oder auch in nette Handkörbchen geschoben; diese Kuchenbürden werden nun entweder von den jüngeren Mägden der Wirtschaft oder von den noch nicht erwachsenen Kindern des Hauses an ihren Bestimmungsort besorgt. Da laufen die flinken Füßchen der kleinen Kirmesboten nun in die nicht zu weit entfernten Nachbardörfer, die gerade nicht Kirmes feiern. Und die kleinen Leutchen schleppen die Kuchenbürden zu Onkeln und Tanten, zu Vettern und Nuhmen und zu sonstigen guten Freunden und Bekannten. Die kleinen Kuchenträger werden von den Verwandten gar freundlich aufgenommen. Mit schmunzelndem Gesichtchen richtet der Kirmesbote seinen Auftrag mit den Worten, wie sie die Mutter ihm vorsagte, aus. Diese Einladungsworte heißen in allen Gauen des deutsch sprechenden Oberschlesiens so ziemlich gleich. Sie lauten: „Vater und Mutter lassen schön grüßen; und Ihr — das heißt die angeredete Person und ihre Angehörigen — sollt so gut sein und morgen zur Kirmes kommen.“

Die Bürde wird dem Boten abgenommen, und dieser erhält natürlich ein Trinkgeld. Ist das Dorf, wo die Paten, die Nuhmen und Vettern wohnen, zu weit entfernt, so wird angespannt und der Bauer oder die Bäuerin oder auch die Töchter fahren mit den Kuchenbürden zu den Verwandten und laden diese zur Kirmes ein.

Da aber ein Tag nicht ewig dauern kann, so endet auch der so bedeutungsvolle Kirmessonnabend. Ist ein Kirchlein am Orte, so wird dieser Tag mit dem Läuten der „großen Glocke“ beschlossen. Aber bis in die späte Nacht hinein hantiert das Frauvolk.

Die erwachsenen Töchter bügeln, plätten, ordnen den Kleiderstaat und legen diesen zurecht für den Kirchgang am andern Tage. Auch die Hausmutter sucht aus ihrer Truhe die Kirmeskleider hervor . . .

Endlich ist das Hochfest der fröhlichen Kirmes da. Nachdem man sich an Kaffee und Streuselkuchen erlabt, rüstet sich die Familie zum Kirchgang. Nun laden die hellen Kirchenglocken zu des festes hohem Glanz. Überall, auf Wegen und Stegen fängt sich's an zu regen. Gruppen von geputzten Menschen zeigen sich allenthalben. Gravitatisch schreitet der echte, fernige Bauer, in seinen langflügeligen blauen Rock nach Urväter Sitte gehüllt, auf die Kirche zu. Die jungen Burschen und Mädchen kommen paarweise, festtäglich aufgeputzt, lachend und schäfernd daher. Die Knechte

und Mägde zeigen sich ebenfalls im besten „Staat“. In vielen Dörfern Oberschlesiens — besonders in den Industriegegenden — wo noch das echte Volkstum in Sitte und auch Tracht zu Hause ist, ist die Festtagskleidung der Landbewohner eine gar eigenartige. Da präsentieren sich auch an der Kirmes die jungen Mädchen in den fleidsamen blauen und weißen Röcken, deren Saum recht bunt beblumt eingefasst ist. In manchen Orten ist der Kopf der jungen Mädchen anstatt des modernen Hutes mit einem bunten Tüchlein geziert. Die Frauen haben fast bis heute ihre alte Tracht beibehalten; sie tragen am Kirmestage einen längeren Woll- oder Tuchrock; auch der Spenzer mit seinen Puffärmeln fehlt nicht, und auf dem Kopfe sitzt die teure Kapuzenartige Pelzmütze, Kommode genannt. Diese Mütze ist meist aus Seidenstoff und gold- und silberbetreft. An ihr hängen nach vorn und noch mehr nach hinten die breiten und sehr langen Bänder, ebenfalls von recht teurem Stoffe. Unter der „Kommode“ sitzt die fein gearbeitete „Haube“, deren „Schnabelspitze“ gerade in der Stirnmitte auf die Nasenwurzel zu liegt . . .

Doch, betrachten wir die Kirchengänger noch etwas weiter und folgen wir ihnen in das Dorfkirchlein.

Da die Kirmes oder Kirchweih der Tag ist, an dem die Kirche geweiht wurde, so prangt an diesem Tage das Gotteshaus in besonderer Zierde. Lichterglanz, Fahnen Schmuck und Blumenduft sind es, die die Sinne der Beter angenehm berühren. Der Gottesdienst wird feierlich gehalten, und in vielen Dorfkirchen Oberschlesiens wird vom Chore eine der Bedeutung des Tages entsprechende feierliche Messe unter Begleitung von Pauken und Trompeten aufgeführt.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier versammeln sich die Hausbewohner, entledigen sich des Putzes und es werden nun die Vorbereitungen zum lecker zugerichteten Mittagsmahl getroffen.

Der Geschirrschrank wird von der Hausmutter geöffnet und die Töchter oder „Kleinnägde“ tragen die beblumten Teller mit ihren verschiedenen Sprüchlein auf den langausgezogenen Speisetisch. Blitzblanke Löffel, Messer und Gabeln werden neben die weißen Teller gelegt. Gläser und Näpfe fehlen nicht. Sind schon Kirmesgäste eingetroffen, so erhalten diese, je nach ihrem Rang und Ansehen, bevorzugte Plätze am Tische. Ehe die Mahlzeit beginnt, wird ein kurzes Gebet gesprochen. Für Gaumen und Magen ist reichlich gesorgt. Zunächst wird eine unförmlich große Schüssel mit der unvermeidlichen Kirmes-Nudelsuppe aufgetragen. Der messingne Schöpf- löffel füllt die Teller mit dieser dampfenden Suppe. Behaglich schlürft man nun aus dem Löffel das Nudelgeköch. Unterdessen hat sich der Tisch schon wieder mit verschiedenen Fleischsorten gefüllt und in der Pfanne

duftet und brodelnd der Braten. Auch Würste mit Zucker bestreut laden zum Genuß. Kraut, Äpfelmus in Töpfen und kleinen Tellerchen darf nicht fehlen. Aber ganz besonders ist es die so berühmte und gern gegessene „Beipfaffertunke“, die dem Kirmesmahle erst die gehörige Würze und den rechten Geschmack verleiht. Wo diese „Tunke“ fehlt, da ist das Kirmesmahl mißraten und man ist unzufrieden. Natürlich darf beim Essen das Trinken nicht außer Acht gelassen werden. Einfaches und Bairisch Bier und auch ein echter Korn wird gern getrunken. Hat man sich an Speise und Trank gesättigt, dann wird geplaudert; es werden Tagesneuigkeiten und sonstige bemerkenswerte Begebnisse, wohl auch Familienangelegenheiten oder wirtschaftliche Sachen besprochen. Meist führt der würdige Hausherr seine Kirmesgäste — besonders wenn es männliche und ältere Personen sind — in die Stallungen, um dort seinen Pferde- und Kuhbestand zu zeigen und taxieren zu lassen. Der Bauer ist stolz auf seine Pferde, und wenn sie in gutem Zustande sind, präsentiert er sie seinen Freunden gern. Während die älteren Leute wirtschaftliche Angelegenheiten behandeln, zerstreut sich das junge Volk auf andere Weise. Die Burschen schmauchen eine Cigarre und die Mädchen unterhalten sich über Kleider und Putz. Die Töchter des Hauses schlüpfen mit ihren Freundinnen gewöhnlich in die Mädchenkammer, ein kleines, nett eingerichtetes Stübchen zu ebener Erde; dort werden alle Neuigkeiten ausgeframt und die Liebesverhältnisse des jungen Volks besprochen. So ist unterdessen wieder ein Stündlein vergangen und abermals rufen die Feierklänge der Glocken die Bewohner zum Nachmittags-gottesdienste.

Wieder schmettern im Kirchlein die Trompeten und Pauken . . . Nach dem Nachmittagsgottesdienste, dem die Männerwelt gewöhnlich fern bleibt, wird aus beblumten und mit Sprüchlein versehenen Tassen der Vesperkaffee getrunken. Auf den Tellern liegen die „Kuchenschnitzel“ geschichtet. Jetzt sind auch schon mehr Gäste eingetroffen. Behaglich schlürfen die Weiblein und Mädchen den braunen Süßtrank aus den goldgeränderten Tassen, und nach und nach verschwinden von den Tellern die Kuchenberge. Plaudernd sitzen Jung und Alt beisammen. Wie im fluge ist die Zeit vergangen und der Abend kommt allmählich heran. Im Dorfe ist es recht lebendig geworden. Die Kinder haben sich zum Karussell begeben und dort vergnügt sich die lustige Schar bis in die Nacht hinein. In der Nähe des Karussells sind mehrere primitive Verkaufsbuden aufgestellt, in denen Zuckerwerk und Backwaren für die jungen Mäcker zu haben sind. Vollständig umlagert von Kindern, Knechten und Mägden ist stets das Karussell. Die grellen Töne der Leier und der Schmetterton der großen Trommel sind weithin vernehmbar . . .

Aber auch vor dem Dorfkretscham hat sich am späten Nachmittage Scene um Scene abgespielt. Kaum ist der Nachmittagsgottesdienst zu Ende, so belebt sich der Platz vor dem Dorfgasthause, denn soeben sind aus der Stadt die so sehnlich erwarteten Kirmesmusikanten eingetroffen; alles freut sich dessen, denn was wäre eine echte, rechte Kirmes ohne sie? . . . Auf einen Wink des Kapellmeisters stellt sich die Musikbande auf dem Platz vor dem Dorfkretscham auf. Nun schmettert ein lustiges, lockendes Stücklein über das Dorf hin. Der Brummbaß summt so behaglich zwischen dem Gequieke und Gequäke der Klarinette, die bald wie ein kleines Kind greint, bald wieder ausgelassen trillert, und dazwischen schmettert die Trompete ihre kräftigsten Töne und das Waldhorn stößt gar gewaltig seine vollen Klänge heraus, und die große Trommel macht Bumm, Bumm, Bumm, als wolle sie die ausgelassenen Töne der Instrumente besänftigen. Ist das eine und andere lustige Stücklein verklungen, dann wird auch wohl eine „feierliche Weise“ vorgetragen. Doch davon hält das Kirmesvölklein nicht viel; grelle, lustige Musik, welche die festen Nerven etwas aufregt und die das Trommelfell der Ohren angenehm erschüttert, ist dem jungen Landvolk voll Lebenskraft am liebsten; wenn auch die Töne ein wenig daneben gehen, das schadet nicht . . . Während die Musikanten in holden Klängen sich abmühen, kommen die schmucken Dorfschönen, einander reihenweise am Arm führend, dem Dorfkretscham näher und näher. Die Musik hat das Herz der jungen Mädchen in Wallung gebracht; die Wangen leuchten wie Sommerröslein purpurrot, die Augen sind belebt vom Feuer der Tanzlust und die Blicke suchen umher nach dem Herzliebsten, der sie zum Tanze führen soll. Kichern und Scherzreden von Mund zu Mund zeigen so recht die übersprudelnde Lebenslust . . . Jetzt nahen sich auch Gruppen von jungen Burschen dem Dorfkretscham. Die Mädchen wispern und kichern — die Burschen lassen Witzworte hören und ihre Augen suchen unter der Mädchenschar das Schätzlein, das sie sich erwählt . . . Endlich verschwinden die Musikanten im Kretscham; sie haben sich in die ausgeputzte Tanzstube begeben. Bald folgen ihnen die Burschen, ein jeder mit seinem Mädchen.

Nach kurzer Pause beginnen die Musikanten ihre lustigen Weisen abermals. Die Tanzstube füllt sich allmählich mit jungem Volk. Die Mädchen lassen sich auf den Seitenbänken nieder und harren da voll Ungeduld, daß sie von den schmucken Burschen zum Tanz geführt werden. In kurzer Zeit drehen sich so viel Paare, als nur im „Tanzsaale“ Platz haben. Aus den Augen der Tanzenden blitzt die Lust, auf den Wangen glüht die Freude. Da flattern die Kleider der Mädchen, die roten und blauen Schleifen zieren die schwebenden Leiber und die Haare der Schönen ringeln sich geschmeidig um Stirn und Schläfe. Aber nicht bloß Paare von jungen Leuten

drehen sich heute, zur Kirmes, munter im Kreise, auch Frauen und gefeszte Ehemänner bewegen sich in allen möglichen und wohl auch unmöglichen Positionen umeinander. Und der Tanz macht warm und erhitzt das Blut, und man schwitzt und ächzt vor lauter Vergnügen, und da trocknen Kehle und Lungen aus, und man muß folglich trinken, und so werden denn gehörige Quantitäten des Bieres und Branntweins vertilgt. Während das junge Volk dem Tanze huldigt, sitzen die Alten — meist Männer mit ihren Kirmesgästen — im „Nebenstübl“ und zechen, plaudern und betrachten das frohe Gebahren der jungen Leute. Hell klingen die Gläser und froh leuchten die Augen. Mit der Zeit gehört mancher der Alten hinter dem langen Tische zu jenen „schwankenden Gestalten“, von denen Goethe singt, daß sie von „Weines Übermaß“ matt geworden — Wein haben zwar unsere „Kirmesmännlein“ getrunken, aber nicht jenen schäumenden, herzerfreuenden und sinnbethörenden Trank, von dem der große Dichter singt, sondern jenen Wein, der gebrannt ist und — Fusel heißt. Aber die Wirkung scheint von beiden Getränken dieselbe zu sein, und unsere schwankenden Kirmesväter reden von dem Branntwein angeregt ebenso in fremden Zungen, als wären sie des „süßen Weines“ trunken. Mit der Zeit entsteht im „Nebenstübl“ ein wahrer Höllenlärm, und vor lauter Reden, Lachen, Rufen und Schreien versteht einer den andern nicht mehr; aber das ist Freude, das ist Lust, das gehört zum Kirmestrubel und Kirmesjubil.

Der Kirmestanz dauert meist bis nach Mitternacht, oft auch bis in den Morgen hinein. In manchen Dörfern thuen sich die ärmeren jungen Leute zusammen und gehen in der Nacht des Kirmessonntags von Haus zu Haus „Kuchensingen“. Ein gewandter Bursche macht den Anführer der fröhlichen Schar; er beginnt vor den Fenstern der Häuser sein „Liedlein“ und die Kameraden stimmen ein. Ist das „Gesängl“ gut ausgefallen, so zeigt sich das freundliche Gesicht der Hausmutter; ein Kuchen, oft auch Wurst, Speck oder Fleisch ist die Belohnung für den Gesang. Noch eine andere Sitte hat sich im Laufe der Zeit in den einzelnen Kirmesdörfern eingebürgert. In der Nacht von Sonntag auf Montag, gewöhnlich erst gegen Morgen, finden sich nach Verabredung die jungen Bauernsöhne im Kreischam zusammen. Sie verkleiden sich und suchen sich so unkenntlich zu machen. Zur bestimmten Stunde ziehen sie, hinter den lustig spielenden Musikanten einen Zug bildend, von Wirtschaft zu Wirtschaft. Zwei der jüngeren Burschen schleppen einen „Spreukorb“; einer geht von Haus zu Haus, und während die Musik spielt, hält er bei dem Hausherrn oder der Hausfrau seine wohlgesetzte Anrede und bittet als „böhmischer Musikant“ um eine Kirmesgabe. Diese wird ihm auch reichlich gewährt und der Empfänger legt dieselbe — gewöhnlich ist es ein Kuchen — in den großen

„Spreukorb“. Sind von den lustigen „böhmischen Musikanten“ alle Wirtschaften „abgefegt“, d. h. um eine Kirmesgabe angehalten worden, dann geht der Zug zurück in den Dorfkretscham; dort werden Kuchen, Würste, Schinken und Eier, die den Inhalt des Spreukorbes ausmachen, unter die Teilnehmer des Zuges verteilt; auch die Musikanten bekommen ihren Teil. Meist aber wird der ganze Inhalt des Korbes meistbietend verkauft und von dem Erlös wird Bier und Branntwein besorgt . . .

Mittlerweile ist es heller Tag geworden. Die ganze Dorfgemeinde hat sich abermals im Kirchlein versammelt. Unter den Andächtigen befindet sich freilich mancher „schwere Kopf“.

Es wird nun für die verstorbenen Mitglieder der Gemeinde ein feierliches Requiem gehalten; ist dies beendet, dann ordnet sich Jung und Alt zu einem feierlichen Zuge um das Kirchlein; unter Gesang und Musik setzt sich die Prozession in Bewegung, während vom Turme diesmal „schwer und bang“ die Glocken schallen. Es werden von dem Geistlichen die „Gräber eingesegnet“. Ist dieser Aktus vorüber, so suchen die Gemeindeglieder wieder ihre Häuser auf und jetzt — nachdem der Pflicht gegen die Toten genügt — wird der Kirmestrubel und Jubel fortgesetzt. In früherer Zeit war auch am Montag noch Tanz; heute ist das fast nirgends mehr der Fall. Aber der Dorfkretscham wird wie am „Kirmessonntag“ auch am „Kirmesmontag“ besucht. Auch am Montage finden sich noch neue Kirmesgäste ein, die dann erst spät am Abend wieder nach Hause sich begeben. Den Gästen giebt die sorgsame Hausmutter — wenn sie Abschied nehmen — noch ein „Paxel“ Kuchen mit. Auch am Dienstag herrscht noch Kirmesstimmung und selten wird an diesem Tage gearbeitet; man will eben die Kirmesfreude gehörig auskosten.

Mittwochs ist Ruhetag, d. h. man erholt sich etwas von der gehaltenen Kirmesanstrengung, indem man wenig oder — nichts thut. Am Donnerstag gegen Abend finden sich die Musikanten im Kretscham ein und locken abermals durch lustige Weisen die tanzlustige Jugend des Dorfes zum Vergnügen. An diesem Abende erhält jeder Bursche, der seine „Herzliebste“ am Sonntag und Montagtanzt „ästimierte“, d. h. mit ihr „walzte“ bis ihm die Beine versagten, die sogenannte „Trogscharre“, d. i. das Gebäck, das aus zusammengescharrem Teige im Troge in Form eines Striegels zuletzt im Backofen extra für den flotten Tänzer — gewöhnlich dem Liebhaber — gebacken wurde, und das er nun als Belohnung von seinem Mädchen in Empfang nimmt. — In später Nacht ist der letzte diesjährige „Kirmestanzt“ zu Ende.

Wir Neueren können uns heute kaum noch eine Vorstellung machen von der brausenden, sausenden Volksfreude bei den früheren Volksfesten,

von denen die Kirmes obenan stand. Fragen wir aber die älteren Leute — Männlein und Weiblein — was sie von jenen Jubel- und Trubelfesten denken, so seufzen sie und meinen: „Es war doch schön! —“

Fahrendes Volk in Oberschlesien.

Von

Dr. Drechsler in Zabrze.

Mit dem geselligen Leben des Mittelalters sind aufs engste jene Erscheinungen verknüpft, die eine Erbschaft der römischen Welt an die mittelalterliche, als sogenannte fahrende Leute, als Musikanten, Tänzer, Puppenspieler und Gaukler von Ort zu Ort zogen, einerseits als feiles Volk verachtet, andererseits als Erhalter und Fortpflanzer für Altheimisches und Volkstümliches nicht ungern gesehen. Diese Leute waren oft die geheimen Boten bei manchem Anlaß, aber auch der öffentliche Mund ihrer Zeit, denn im Genuße eines besonderen Friedens zogen sie durch das weitverzweigte Volk, erledigten sich ihrer Aufträge und verbreiteten Lob und Tadel. Allmählich sinken sie zur Poffenreißern herab, die durch plumpe Scherzspiele, ungeschickte Leibesbewegungen, allerlei Mummenschanz und Prügelszenen das Volk und namentlich die Kinder zum Lachen reizen und zuletzt mit geringer Münze belohnt werden. Reste dieser fahrenden Leute leben, wenn auch, den Zeitverhältnissen entsprechend, etwas anders geartet, heute noch fort.

Im Laufe des Jahres zieht durch Dorf und Stadt manche Erscheinung, die auf eine gewisse Beachtung Anspruch hat, in die Einförmigkeit des Lebens, besonders der ländlichen Bevölkerung, Abwechslung und lebhaftere Bewegung bringt und eines, wenn auch schwachen Nimbus nicht entbehrt.

Da rastet der „Eumpensammler“ oder „Haderlump“ mit seinem Kästel auf der Radber, der „Kastelradber“, bepackt mit Bändern, Zwirn, Nadeln, Bildern, Glitterkram und den dafür eingetauschten Lumpen und flicken und entlockt seiner Pfeife wenige Töne, aber auch fromme, einfache Weisen. Zieht er von Hofthor zu Hofthor, folgen ihm die Kinder wie seinem Urahn, dem Rattenfänger von Hameln. Für die Alten besorgt er Aufträge, für die Schönen einen Gruß; er knüpft und befestigt manches Verhältnis durch Scherz und Neckerei, durch Wink und Wort, „er kommt ja überall 'rum“.

Eine andere, jetzt schon sehr seltene Figur ist der Kadelmann, Kienrußverkäufer oder „Römsaflammoan“, der auch auf einer „Radwer“

oder in einer Hücke auf dem Rücken seine Ware, den Kadel, Ruß oder Rom, in kleinen Fläschchen feilbietet. Er wird vom Landmann zu mancher Zeit nicht gern gesehen, denn wenn sich der Römfaßlamoan einstellt, kommt, wie es heißt, auch bald Regen. Rôm ist mhd. râm, Ruß, Schmutz; man vergleiche: sich berâmen, sich beschmutzen; Kadel erinnert an poln. kadić, räuchern.

Noch jetzt spielen auf den Dörfern wandernde Musikanten, die sogenannten Böhmen, ihre oft ohrenzerreißenden Märsche und Tanzweisen; gewöhnlich schmettern sie an den Kreuzwegen ihre Töne die Gassen entlang, worauf meistens der Trompeter, sein Instrument unterm Arm, von Thüre zu Thüre spärlichen Lohn einsammelt. Bei kleinen Bauerhochzeiten, Kirmessen, Jahrmärkten und Ablässen fehlen sie nimmer. Für die Verbreitung der neuesten Gassenhauer sorgen weiter die Drehorgel und die Leier. Aber auch der Dudelsack läßt sich hin und wieder vernehmen.

Noch mehr Leben bringt der Bär- oder Kameltreiber in die Gemeinde. Jung und alt ist auf den Beinen, um über den Affen sich zu freuen, der als lustiger Jockey oder Clown in roten Höschen und blauem Frack seine Grimassen schneidet, seine Kunststückchen vorführt und um den Bären oder auf dem Rücken des Kamels oder des Trampeltiers herumspringt, die ihrerseits auch manches Erstaunliche zum besten geben.

An der Kirmes und den Jahrmärkten fehlen auch nicht die Morgeschichten, jene „schauderhaften“ bildlichen Darstellungen der „Mori- thaten“ vom verfloffenen Jahr.

Und wer erinnert sich nicht des abgemagerten, sehnigen Schnellläufers, der zehnmal in bestimmter Zeit um den geräumigen Ring lief, oft hinter ihm ein paar nachstrebende Kunstjünger von elf oder zwölf Jahren, deren er sich, wenn sie allzu nahe seinen Fersen folgten, durch einen flatschenden Schlag seiner kurzen, buntverzierten Peitsche zu frohem Gelächter der dicht im Umkreis des Marktplatzes stehenden Menge entledigte!

Und zuguterletzt stieg oben aus dem Giebelfenster eines hochragenden Hauses der Seiltänzer und spazierte mit der Balancierstange auf dem von einer Seite des Ringes bis zur andern gespannten Seile hin und her, vor- und rückwärts. Mit Herzklopfen und erstarrtem Nacken folgte man seinen halsbrecherischen Bewegungen, und tagelang konnte man sich des Grusels, das einem eiskalt über den Rücken lief, nicht erwehren, wenn er gar seine beleibte Frau oder seine Tochter, deren Backen rot leuchteten wie eine Mohnblume, auf dem Rücken getragen, oder auf einer Radbare aus dem Dachgiebelfenster bis zu einem gegenüberliegenden Hause in schwindelnder Höhe glücklich hinübergefahren hatte. Diese Volksbelustigung ist alt. Schon bei der Anwesenheit des Königs Wladislaus von Böhmen

in Breslau 1511 hatte ein Seiltänzer von dem kleinen Knopfe des Elisabethturmes ein Seil auf dem Markt bis in Steters Haus gezogen, worauf er mit Stelzen und Holzschuhen allerhand Poffen trieb.

Mit dem Zurücktreten und Verschwinden der Erscheinungen, die uns im Kreislaufe des Jahres und an den festzeiten entgegentreten, schwindet allmählich von Geschlecht zu Geschlecht ein Stück der „alten, guten Zeit“, ihrer Sitte und ihres Brauches dahin. Die Bemühungen, neue Volksbelustigungen einzuführen und dem gewöhnlichen Volke manches zurückzugeben, was die vordringende Kultur und der immer schroffer werdende Gegensatz zwischen dem gemeinen Manne und den „höheren Ständen“ beseitigt und weggewischt hat, werden darum nicht den gehofften Erfolg haben, weil das Volk nur das mit ganzer Seele liebt und übt, was es selbst aus seinem Wesen heraus geschaffen und sich zu eigen gemacht hat. —

Geckert's Tagebuch von der Belagerung der Stadt und Festung Neisse vom 23. Februar bis 15. Juni 1807.

Mitgeteilt von

Dr. H. Wentwig, Warmbrunn.

In einem Mischbände des Gräfl. Schaffgotsch'schen Archivs zu Hermsdorf u. K. befindet sich eine Handschrift, ein Tagebuch von der Belagerung Neisse's, das der Direktionskanzlist Geckert, der dem Grafen Johann Nepomuk Schaffgotsch zu Danke verpflichtet war, an diesen unmittelbar nach der Übergabe der Festung am 16. Juni abgefertigt hatte.

Wir besitzen, soviel mir bekannt, über jene für Neisse so überaus traurige Zeit, drei Tagebücher, das eine im 2. Hefte des Magazins des Krieges: „Belagerung der Festung Neisse, von einem Königlichen Preussischen Offizier“. Leipzig 1808. (62 S.) 4^o; dann „Neisse vor und während der Belagerung, von einem Augenzeugen“. Berlin 1808. (108 S.) 8^o und „Johann Adolf Engelmanns Tagebuch, herausgegeben von Kastner“ (17. Ber. der Philomatie in Neisse. 1872. S. 54—152).

Gegen diese drei Tagebücher gehalten, verschwindet ja das Geckertsche nach Umfang und Inhalt; natürlich, der Mann aus dem Volke hat nicht den höheren Überblick, er schreibt nur nieder, was er eben sieht und hört, und das, wie ein Vergleich mit den anderen Aufzeichnungen ergiebt, sehr genau. Aber er berührt doch auch Dinge, die ihm näher liegen, als den andern Verfassern, wie Lebensmittelpreise u. a. Das rechtfertigt wohl den

Abdruck dieses Tagebuchs als Ergänzung der anderen. Es lautet mit Weglassung aller Gebete und frommen Lieder:

„Es war im Monat Februar und zwar:

- Den 23., als die Bayern vor dem Berliner Thor erschienen und mit Kanonenschüssen bewillkommt wurden. Unsere Reiterei rückte gegen sie aus und brachte blessierte Gefangene ein. Heidersdorff ward bei dieser Attaque in Brand gesteckt. Bei den ersten Schüssen erhoben die in den Kasematten bei der Bürgerpforte befindlichen und nachher aufs Fort Preußen gebrachten Kriegsgefangenen ein greuliches Geschrei. Es sollte ihre freudige Hoffnung bezeichnen, daß sie nun bald erlöst werden würden.
- Den 24. abends wurden viel Leuchtkugeln und Pechkränze auf Bielau zu geworfen, wo die Feinde, die sich mit unseren Vorposten herumschossen, sich postiert hatten.
- Den 25. abends ward heftig von den Wällen kanoniert, weil die Feinde, nach den vielen Lichtern in der Ferne zu urteilen, graben ließen. Die bischöfliche Ziegelscheuer¹⁾ wurde durch unser Geschloß in Brand gesteckt. Dr. Engel fiel, durch einen Schuß erschreckt, in die Biele und ertrank.²⁾
- Den 26. wurde die Mährengasse von unserm Militär abgebrannt und man schoß stark nach Bielau zu, wo sich des Abends eine lange Reihe Lichter zeigte.
- Den 27. wurde Kalau³⁾ und was gestern von der Mährengasse stehen geblieben war vollends abgebrannt.
- Den 28. ward der Wallerhof⁴⁾ in Brand gesteckt.
- In der Nacht zum 2. März waren 12 Mann von unserer Garnison zum Feinde übergegangen und früh
- den 2. März sah man leider, daß die Feinde ihre Laufgräben nahe an der Stadt, zwischen Neuland und Meisse fertig hatten. Die Laufgräben waren wie durch Zauberei plötzlich entstanden, und zwar in einer Gegend, die vormals unter Wasser gesetzt werden konnte. Man hatte nicht versucht, ob die Überschwemmung auch jetzt noch ausführbar sei, und jetzt, in der Gefahr, zeigte sich's, daß das Wasser von dieser Seite uns nicht schützen könne.
- Den 3. hatten die Feinde schon eine Batterie, dem Blockhause⁵⁾ gegenüber, errichtet und beschossen an diesem Tage so wie auch

1) Im Vorwerke Carlau.

2) Nach Kastner war es die Meisse.

3) Carlau.

4) Wellenhof.

5) Wohl das sogen. Köpffhaus.

- den 4. die Stadt mit Granaten, wodurch bedeutender Schaden entstand. Vom 5. bis incl. den 7. waren die Feinde nicht sehr sichtbar. Man erzählte: Die Gläzger Garnison habe auf der Frankensteiner Straße das schwere feindliche, nach Meisse bestimmte Geschütz vernagelt. In der Nacht zum 8. begann eine starke Kanonade. Des Morgens früh machte der Rittmeister von Eisenschmidt¹⁾ mit seiner Mannschaft einen Ausfall und brachte 100 und einige 20 württembergische Jäger²⁾ ein. Der Hauptmann dieser Jäger, ein reicher württemberger Baron, hat unsern Husaren Handgeld angeboten; ein Husar schoß ihm dafür mit den Worten: „hier hast du Handgeld“, eine Kugel in den Leib, worauf sich der Hauptmann mit seiner ganzen Mannschaft ergeben mußte. Stephansdorf geriet bei dieser Attacke in Brand. Der feindliche Hauptmann starb schon am 10. März und wurde am 12. mit allen, damals ausführbaren militärischen Ehrenbezeugungen begraben. In der Nacht zum 12. wurden wieder Granaten hereingeworfen.
- Den 15. Sonntags fiel nachmittags, während des Gottesdienstes, in der Pfarrkirche ein Stück Abputz von der Decke, wodurch die Andacht unangenehm gestört wurde, indem man glaubte, es werde geschossen.
- Den 17. ward wieder ein Ausfall gewagt, der aber übel ausfiel. Zwei Offiziere fehlten und nur ein Gefangener wurde eingebracht. Einige unserer Leute waren schwer blessiert worden. Schilda brannte bei dieser Affaire ab. Ein Unteroffizier war mit einigen Gemeinen in der Nacht vorher zum Feinde übergetreten und hatte den Plan des Überfalls verraten, daher das Mißlingen dieses Wagestücks.
- Den 18. war Waffenstillstand und man wechselte die Gefangenen gegenseitig aus.
- Den 19. brannte Glumpenau und Giesmannsdorf; es wurde stark geschossen, so auch in der Nacht zum 20., wo die hereingeworfenen Granaten sehr viel Schaden machten. In der Nacht zum 25. geschah dies wieder, desgleichen in der Nacht zum 28., wo ein Unteroffizier beschädigt wurde. In der Nacht zum 30. verursachten die feindlichen Granaten abermals bedeutenden Schaden.

Ein Quart Butter wurde jetzt schon mit 24 Sgr. bezahlt.

- April. In der Nacht zum 2., 4. und 5. April wurden wieder Granaten hereingeworfen.
- Den 6. früh wollten die Feinde das Blockhaus erobern, unsre Kartätschen vereitelten aber dies Vorhaben und töteten sehr viel feindliche Jäger. In der Nacht zum 7. ward durch unser Geschütz der Schäferhof zu

¹⁾ Bei Kästner heißt er von Schmiedeberg, an anderer Stelle (17. März) aber richtig Eisenschmidt.

²⁾ Nach K. 152.

Neuland in Brand gesetzt. Die Stadt wurde wieder beschossen und dabei ein Fenster im Krankenspital zerschmettert, wodurch ein württemberger Blessirter verwundet wurde, der dies sehr übel nahm. In der Nacht zum 8. wagten sich die Feinde, wie schon mehrmals, an die Kaninchen-Redoute. Sie legten sich auf den Bauch und schossen so nach den Invaliden, doch ohne Erfolg.

Den 13. ward der Kreuzhof in Neuland durch unser Geschöß in Brand gesteckt.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß die Gefahr für Meisse bis jetzt nicht sehr groß war. Die Feinde agierten größtenteils in der Nacht und es fehlte ihnen an schwerem Geschütz; doch diesem Mangel war jetzt abgeholfen und nun ging's uns desto schlimmer.

Den 16. vormittags wurden die ersten Bomben hereingeworfen. Gleich anfangs ward die Gräupnerin Felsmann, als sie eben im Hausflur Mehl siebte, tödtlich verwundet. Beim Kaufmann Zerboni schlug eine Bombe durch das Dach, alle Etagen durch und durch das Gewölbe bis auf den Hausflur. Eine Kugel schlug in einen Pulverwagen, wodurch eine Explosion entstand, daß ganz Meisse zitterte. Der Leutnant Stenzner¹⁾ verlor dabei sein Leben, so auch ein Feuerwerker, dem beide Arme weggerissen wurden. Leutnant Krüger und mehrere Gemeine waren beschädigt und die Pferde zerrissen. Krüger, erst seit einigen Monaten verheiratet, starb an den Folgen der Verletzungen am 23. April. Durch das Zerplatzen einer anderen Kugel wurden einer Weibsperson die Zähne ausgeschlagen und einer andern die Brüste lädiert. Das Königl. Magazin beim Schulen-Institut schien der Feind sich vorzüglich zum Ziel bestimmt zu haben. Es geriet daher bald in Brand, und da es verschlossen war und nach der Eröffnung oben kein Wasser vorrätig gefunden wurde, so griff das Feuer bald so weit um sich, daß keine Rettung möglich war. Dadurch geriet auch das Schulen-Institut und die schöne Kirche in Brand. Die durchbrochenen Türme, sonst eine Zierde der Stadt, sind nicht mehr. Von der Orgel und dem Chor ist keine Spur zu sehen. Der Hochaltar ist ebenfalls ein Raub der Flammen geworden. Späterhin hat das Gewölbe der Kirche sehr gelitten. Vom Schulen-Institut sind bloß zwei Stockwerke übrig geblieben. Bei dem Versuch, das Feuer zu löschen, wurde ein Bürger eben, als ein Turm niederstürzte, sehr beschädigt. Das Magazin gab man preis, da die Rettung desselben nicht möglich war, und es wurde bei dieser Gelegenheit sehr viel gestohlen.

¹⁾ Bei K. heißt er Stenzer.

- Bis heut waren alle Leichen in die Friedrichsstadt begraben worden. Dies durfte man nicht mehr wagen, daher man den Platz um die Pfarrkirche zum Totenacker bestimmte und heut die ersten Leichen dahin begraben wurden. Die Sterblichkeit war bisher sehr stark gewesen. 2 bis 3 Leichen täglich war etwas gewöhnliches. Petätschen und Nervenfieber rafften eine Menge Menschen hinweg, und was diese nicht thaten, that das feindliche Geschöß.
- Den 17. riß eine Kugel einem Manne, der zum Fenster herausah, den Kopf weg, ein anderer verunglückte auf der Straße. In der Nacht zum 18. sowie
- den 18. wurde stark bombardiert und großer Schaden an den Gebäuden angerichtet. Ein Färber berechnet den heut selbst erlittenen Schaden, von einer einzigen Bombe, auf 2000 Rthlr.; die Bürger trugen daher auf die Übergabe der Stadt an den Feind an, doch vergeblich. Eine freipierte Bombe soll 280 Pfund gewogen haben.
- Den 19. fiel tiefer Schnee, demungeachtet beschöß der Feind die Stadt in der Nacht zum 20. und verlangte
- den 20. die Übergabe der Festung.
- Den 21. flog ein Pulverkasten auf, wobei 5 Personen beschädigt wurden. Das Bombardement dauerte
- den 22. bis 25. fort. Am letzten Tage schlug eine Bombe ans Kantorhaus, prallte herab und wühlte sich durch die Bohlen vor der Hausthüre des Kanonikus Schmidt, wo sie platzte. Es befanden sich eben 8 Personen im Hause, unter ihnen der Kantor Roesler. Der Kanonikus Schmidt fand sich auf der Treppe zum Mittelstock liegend, unbewußt ob er sich selbst dahin gelegt oder vom Druck der Luft dahin geworfen worden sei. Ein Stück Bombe flog über ihn weg und zerschlug eine Thüre. Ein anderes Stück riß dem Kantor Roesler die linke Hand weg. Er hatte seine Wohnung als unsicher verlassen wollen, seine Frau zögerte und veranlaßte dadurch sein Unglück.
- Den 26. schlug eine Bombe beim Schornsteinfeger Wagner durch ein Gewölbe, wo sich eben der Wagner, sein Lehrbursche und die Köchin befanden. Wagner wurde an den Händen, der Lehrbursche am Kopf und die Köchin an beiden Füßen beschädigt. Letztere starb einige Wochen nachher an dieser Verwundung. Dem Offizier Hoffmann riß eine Kugel den Kopf weg. In der Nacht zum 27. brannte in der Friedrichsstadt die Bäckerei und dabei der Heu- und Strohvorrat der Mähren-gäßner ab. Eine Bombe schlug beim Fleischer Schroer durch das mit Ziegeln versetzte Fenster des Gewölbes, wo Schroer sich mit seiner Familie befand. Im Schrecken und in der Angst konnten diese Leute

nicht die Thüre finden, die Bombe platzte und riß dem Schroer einen Arm, seinem Schwiegersohn, dem fleischer Langer das linke Bein, der Langerin ebenfalls das linke Bein weg und verletzte ihr kleines Kind am Kopf. Überhaupt sind in diesem Gewölbe 6 Menschen beschädigt worden. Langer starb am folgenden Tage und Schroer am 30. April.

Den 27. und 28. wurde die Pfarrkirche, die schon sehr gelitten hatte, abermals stark beschädigt.

Gräupner Winter verkaufte das Viertel Weizenmehl schon zu 52 Sgr., obschon ihm der ganze Scheffel höchstens 3 Rthlr. kostet. So benutzte der Wucher die allgemeine Noth, um sich zu bereichern.

Mehrere Soldaten waren am 28. desertiert. Zwei davon wurden wieder eingebracht und einer von ihnen wurde

den 29. gehängt. Eine Bombe schlug heut in einen Keller, wo sie an den darin aufbewahrten Sachen außerordentlichen Schaden anrichtete. Nachmittags wurde das Heu- und Strohmagazin durch eine Bombe in Brand gesteckt.

Den 30. brannte es an mehreren Orten, auch in der Folge geschah dies häufig, doch ward das Feuer immer bald gedämpft. Eine Kugel nahm heut einem Schuhmacher in seiner Stube einen Arm und ein Bein weg und erschlug sein Kind. In der Nacht zum 1. Mai nahmen die feinde unter Anführung eines Überläufers das Blockhaus weg, während, wie man erzählt, unsere dort wachthabenden Offiziere, der Hauptmann v. Lanfen und der Leutnant v. Pfeil, im fürstlichen Garten der Ruhe pflegten. Das Blockhaus wurde zwar von der friedrichstädter Garnison wieder erobert, doch mit Verlust der Besatzung, welche gefangen genommen wurde. Das Geschütz war vernagelt worden. Bei dieser Affaire brannte die Johannsmühle und der fürstliche Garten ab und das Blockhaus war so ruiniert worden, daß es von unserer Seite nicht weiter besetzt wurde.

Mai den 2. wurde der Seiler Arlt¹⁾ von einer Bombe getötet. Er hatte bei dem Seifenfieder Grützner in dessen Hausflur gefessen, hatte die Bombe fallen gehört und sehen wollen, wohin sie gefallen sei. Diese Neugier mußte er mit dem Leben bezahlen.

Den 3. hatten wir Gewitter, wozu die feinde mit Bombenschüssen akkompagnierten. Es wurde sehr kalt und des Abends mußte die ganze Garnison auf die Wälle, weil man vermutete, die feinde würden Sturm laufen; doch blieb es ruhig.

In der Nacht zum 7. hatten die feinde die Kaninchen-Redoute und die dastigen Reflexen stürmen wollen, weshalb ein starkes Schießen

¹⁾ Artelt bei K. —

aus Kanonen und dem kleinen Gewehr erfolgte, wobei viele Feinde ihr Leben verloren. Während dieser Affaire kam der Leutnant v. Rothenburg aus Glatz, machte einige Tage nachher, auf Befehl des hiesigen Gouverneurs, in 2 Proklamationen der Bürgerschaft und der Garnison Hoffnung eines baldigen Entsatzes, fand aber wenig Glauben, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß alle bisher in Umlauf gebrachten Verheißungen eines baldigen Entsatzes unerfüllt geblieben waren.

Den 7. wurde der bayerische Jäger Peter, vor ein Paar Monaten noch Kürassier im Regiment v. Heising, bei den Brücken, wo er sich, wahrscheinlich als Spion, herumtrieb, ergriffen und unter das Berliner Thor gebracht, wo die zur Kettenstrafe verurteilten Verbrecher verwahrt werden.

Den 8. nahm unsre Reiterei 50 Stück für die Feinde bestimmte Kühe weg und verbrannte auf den Rieglitzer Feldern das feindliche Sturmgerät.

Vom 7. bis zum 9. incl. ruhte das feindliche Geschöß und man konnte, wiewohl mit Furcht, wieder einmal frei atmen; diese Ruhe kam uns aber teuer zu stehen, indem die Feinde

den 10. aus 5 Battereien sehr stark und fast den ganzen Tag hindurch bombardierten. Am nachtheiligsten wirkte die Batterie, so die Feinde beim Blockhause errichtet hatten.

Den 11. ging es wie gestern. Eine Bombe platzte bei den Kasematten, wo der Gouverneur logierte. Es wurde eben Parole gegeben. Alle Offiziere warfen sich zur Erde. Ein Stück Bombe streifte den Hut des Leutnant v. Fragstein und eins flog in das Zimmer des Geheimen Rats Selbstherr.

Den 12. war das Bombardement so heftig, wie an beiden vorhergehenden Tagen. Man konnte den Keller fast gar nicht verlassen. In der Friedrichstadt wurde ein Mann im Bette erschlagen. Man hatte ihn aufgefordert, das Bett zu verlassen, er aber hielt sich dort vor jedem Schuß sicher, und kaum hatte er dies geäußert, als ihn eine Bombe erschlug. Eine alte Frau wurde von einer anderen Kugel getötet, eine andere Frau und eine Köchin wurden stark beschädigt. In den Kasernen verlor ein Unteroffizier beide Arme. Das vorrätige Heu und Stroh in der Friedrichstadt verbrannte vollends.

Der Buchdrucker Rosenfranz wurde heut, weil er eine schon in Glatz gedruckte und von dem v. Rothenburg mitgebrachte Proklamation aus dem Grunde nicht drucken wollte, weil man ihn den Lügendrucker und den v. Rothenburg den Lügenpropheten nannte, als ein Kriminal-Verbrecher unter das Berliner Thor gebracht und in Eisen geschmiedet, nachdem er zuvor von dem Gouvernements-Auditeur Wischke wörtlich

und mit Stockschlägen gemißhandelt worden war. Drei Tage blieb er in dieser Lage, dann wurde er entfesselt und mußte im Stockhause bis Abends den 4. Juni sitzen.

Den 14. schlug eine Bombe in die Kasernen, wodurch ein Soldat getödet und zwei beschädigt wurden. Eine andere Kugel verwundete den Leutnant Schlemmer tödtlich am Kopf.

Den 15. wurden dem Bedienten des Stadtpfarrers einige Zehen weggerissen.

Den 16. hatten wir wieder ein Gewitter. Der Blitz schlug in die Pfarrkirche.

Den 17. als am Pfingstsonntage begann das Bombardement früh um 9 Uhr und dauerte bis gegen Abend. In der Nacht zum 18. ward die Frau v. Strachwitz auf dem Saale der Friedrichstädter Apotheke von einer Bombe erschlagen.

In der Nacht zum 20. geriet durch das feindliche Geschosß einer der Türme der Kreuzkirche in Brand, das Feuer wurde jedoch bald gelöscht. Eine Bombe schlug in die Kasematten und beschädigte zwei Menschen. Man hatte geglaubt, in den Kasematten vor aller Gefahr gesichert zu sein, daher fast alle Honorationen und die verschiedenen Bureaus ihre Zuflucht dahin genommen hatten; allein die Bomben fanden den Weg dahin so gut als in die Keller.

Den 20. wurde dem Bräuer Sommer auf dem Boden seines Hauses, wohin Geschäfte ihn riefen, ein Fuß weggerissen und der andere zerschmettert. Er starb den 28. Mai. Die Frau fleischer Suchan wurde in ihrer Behausung am Kopf beschädigt.

Es war schon längst Mangel an Lebensmitteln und die Not nahm immer mehr zu, da keine Zufuhr stattfand. Wer sich nicht im voraus auf mehrere Monate mit Viktualien versorgen konnte, mußte schrecklich darben, wie dies der Fall bei mir war. In der Nacht zum 22. Mai wurde eine arme Frau, Mutter zweier Kinder, von einer Bombe erschlagen. Registrator Pauli und der Kanzlist Diering wurden auf dem Rathause, wo sie wachen mußten, beschädigt. Während dem Bombardement machte unsere Garnison einen Ausfall, der leider dem Leutnant v. Ostrobowsky¹⁾ das Leben kostete. Leutnant v. Jabiewsky wurde gefangen, Rittmeister v. Podewils, Hauptmann v. Aulock und Leutnant v. Kosetzky²⁾ nebst vielen Gemeinen sind blessiert worden. Nur wenige Feinde wurden gefangen eingebracht, dagegen soll eine große Menge derselben durch unsre Kartätschen getödet worden sein.

Den 22. vormittags entstand in den Kasematten an der Brüderpforte, wo man eben laborierte, Feuer, das jedoch bald gedämpft wurde.

¹⁾ Ustrambowsky bei K.

²⁾ Kuschnitzki bei K.

Den 25. wurde der alte pensionierte Turmwächter Kosmalla auf der Straße von einer Bombe erschlagen.

In der Nacht zum 24. brannte man noch einige Häuser bei Rochus ab, um dem Feinde, der sich dort zeigte, keinen Versteck zu lassen.

1 Pfund Rindfleisch kostete am 24. Mai 5 Sgr., 1 Pfund frisches Schweinefleisch 8 bis 10 Sgr., 1 Metze Kartoffeln $3\frac{1}{2}$ Sgr., 1 Quart Butter 24 Sgr. bis 1 Rthlr.

Den 25. wurden beim Glaser Langer 7 Personen auf einmal beschädigt. Einer Frau davon ward ein Bein bis ans Knie weggerissen, einer andern ein Fuß zerschmettert. Eine Kugel platzte auf der Breslauer Straße. Etliche 90 Schritt davon stand ein Mann, dem ein Stück dieser Kugel eine Ferse wegriß. 3 Pulverkasten flogen auf. Viele Menschen wurden dabei beschädigt, einer davon blieb auf der Stelle tot. Beim Zimmermeister Kretschmer fiel eine Bombe in die Stube einer Inwohnerin, die sich eben außerhalb der Stube befand. Sie hört den Fall, will nach der Kugel sehen, eben als diese platzte und ihr die Stubenthür und Ziegel entgegen wirft, wodurch sie einige Kontusionen erhielt. Ihre alte Mutter lag krank im Bette. Auf diese war ein Brett und auf das Brett ein Stück Mauer geworfen. Die Kranke verdankt es dem Brette, daß sie nicht beschädigt worden ist.

Den 27. ward die Köchin des Bader Lampert beschädigt.

Den 29. bot der Feind Waffenstillstand an und dieser erlaubte uns endlich mit Sicherheit ausgehen zu können.

Dieser Ausgang verursachte mir indeß eine schmerzliche Empfindung, denn ich überzeugte mich, daß der Frühling, die schönste Jahreszeit, dieses Jahr für mich so gut als nicht gewesen. Die Wintersaat, die, als ich sie innerhalb der Festung das letzte mal sah, kaum ein Paar Zoll hoch war, stand jetzt in Manneshöhe und Blüte; die Bäume, die, als ich sie das letzte mal sah, noch unbelaubt waren, trugen jetzt schon starke Früchte. Im Anfange der Belagerung war der Tag zehn Stunden lang, jetzt ist der Tag um 6 Stunden länger. — Der Waffenstillstand sollte bis um 12 Uhr den 30. Mai dauern; da jedoch unser Gouverneur den General Vandamme zu einer Konferenz nach Heidersdorff einladen lassen und diese Konferenz statt hatte, so wurde der Waffenstillstand bis zum 16. Juni festgesetzt und in den folgenden Tagen die Kapitulation unterhandelt.

Es war Zeit, daß das Bombardement aufhörte. Es ist fast kein Haus, welches nicht stark beschädigt wäre; manche Häuser sind gänzlich ruiniert. Die Kirchen haben sehr gelitten, vor allen aber die Pfarrkirche, die, was das Innere anbetrifft, außerordentlich verwüstet ist. Unsere Garnison ist sehr geschmolzen, da eine große Anzahl Soldaten gefangen

worden, und eine große Menge theils verunglückt, theils erschossen worden, theils desertiert ist. Auch sind sehr viele an Krankheiten gestorben. — Alle Gewerbe und Geschäfte stockten. Durch die stete Hemmung der Viele erhielt dieser Fluß ein so schmutziges Ansehen, daß selbst einem robusten Magen davor ekelte, und doch mußte dieses Wasser größtenteils zur Zubereitung der Speisen dienen. Die Gegend um Weisse war sonst sehr schön; allein noch vor der Belagerung wurden alle Bäume in der Nähe, mehrents bis auf die Wurzel niedergehauen. Dies Schicksal hatte auch der schönste Teil der Linden-Allee vor dem Breslauer Thore. — Das Hauptquartier des General Vandamme war in Bielau und die Belagerung geschah eigentlich nur von der Neustädter Seite, und dennoch ist Weisse so verwüstet, als wäre es von allen Seiten beschossen worden. Das Fort Preußen ist garnicht angegriffen worden.

So lang ich lebe, habe ich keine schlechtere Nahrung genossen und so viel Fasttage gehabt, als während der Belagerung. Die gemeinsten Lebensmittel wurden teurer bezahlt, als sonst die kostbarsten Leckerbissen. Es war den Offizianten das Gehalt auf $\frac{1}{4}$ Jahr vorschußweise ausgezahlt worden; allein die enorme Teuerung der schlechtesten Viktualien raffte mein Gehalt so schnell hin, daß ich nun bis zum 1. September d. J. ohne Geld, folglich außer Stande bin, mich und die Meinigen zu ernähren. Sechszundneunzig Tage und ebensoviele Nächte habe ich mit den Meinigen im Keller geschmachtet, wo wir, trotz aller Räucherungen, nichts als Moderduft atmeten und Tag und Nacht Licht brennen mußten. Meine Wäsche, Betten und Kleider, selbst mehrere Möbel sind durch die Feuchtigkeit zu Grunde gerichtet, und ich bin mit meinen Kleidern so herabgekommen, daß ich, wie man zu sagen pflegt, nur einen Rock und einen Gott habe. Dies sind für mich die traurigen Folgen des verderblichen Krieges und ich weiß mir nicht zu raten noch zu helfen. Oft gerate ich in Versuchung, zu wünschen, daß das feindliche Geschosß auch mich und die Meinigen den Toten beigesellt haben möchte; doch — es ist ein Gott. Er hat mir durch edle Menschen geholfen, wenn ich an aller Hilfe schon verzweifelte, er wird auch jetzt mich nicht verlassen.

Den 12. Juni früh vor 8 Uhr wurde mit Kanonenschüssen das Signal zum Thor-Ausschluß gegeben und es ward der erste Markttag abgehalten.

Den 15. wurde das Zollthor mit württembergischer Truppen besetzt und den 16. erfolgte die völlige Übergabe der Stadt und Festung. Die Kapitulation, sowie was sonst noch hier vorgefallen wird, wird wohl öffentlich erscheinen.“

Russische Sachsengänger.

Von

Bürgermeister Arthur Wiczorek, Landsberg O.-S.

Wenngleich die Leser dieser Zeitschrift in der vorigen Nummer über das Sachsengängerwesen informierende Mitteilungen erhalten haben, so dürfte wohl eine Skizze über die Sachsengänger aus unserem östlichen Nachbarstaate sicherlich nicht des Interesses entbehren. Bietet doch einem jeden, der nicht unempfindlich ist für das Leben und Treiben in der südöstlichsten Ecke unseres großen Vaterlandes, gerade die Beobachtung der russischen Sachsengängerei eine erhebliche Fülle von interessanten Momenten, die selbst bei steter Wiederholung und durch jahrelanges Schöpfen aus eigener Anschauung niemals des Reizes entbehren.

Russische Sachsengänger. Wie die animalischen Wesen, die im Winter ihren langen Schlaf halten und bei den ersten, die Erde erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne wieder ihre Thätigkeit zu entfalten beginnen, so gleichsam vollzieht sich jenseits unserer östlichen Grenze unter der männlichen und weiblichen Bevölkerung eine lebhaftere Bewegung, welche, je näher die Osterzeit heranrückt, eine immer auffallendere ist, und die endlich eine Gestalt annimmt, die nur mit einer Art Massenauswanderung zu vergleichen ist.

Die mächtig in Deutschland sich entwickelnde Industrie, sowie der schon immer den Slaven inwohnende Drang nach Verrichtung von der Bebauung des Ackers und die Viehzucht betreffenden Arbeiten, sowie der große Arbeitermangel bei uns sind die Ursachen des Zuzuges russischer Arbeiter. Nicht wenig trägt zu dieser Erscheinung auch die Thatsache bei, daß die Arbeitslöhne bei uns im Vergleich zu denjenigen in Rußlands wirtschaftlichen Betrieben exorbitant hohe sind, die selbst Besitzer von bäuerlichen Wirtschaften veranlassen, die für sie günstige Konjunktur auf deutscher Erde so lange als möglich auszunützen. Wollte man aber glauben, daß jeder Bewohner des großen moskowitzischen Reiches ohne weiteres berechtigt sei, sich auf „Sachsenarbeit“ zu begeben, so würde man fast enttäuscht sein, wenn man hört, daß die Überschreitung der preussischen Grenze behufs vorerwähnten Grundes nur denjenigen erlaubt ist, die bis zu drei Meilen von der Grenze entfernt wohnen. Die über diese Entfernung hinaus Wohnenden erhalten auf keinen Fall die Erlaubnis zum Überschreiten der Grenze, weshalb, da die russische Regierung mit fast drakonischer Strenge auf die Befolgung der hierfür erlassenen Verordnungen und Grenzmaßregeln hält, die nichtberechtigten und zurückgewiesenen Bewohner auf verbotene Weise sich Eingang nach

Deutschland verschaffen, was freilich oft mit großen Gefahren verbunden ist, wie wir dies im Laufe dieser Ausführungen sehen werden.

Was zunächst das für die einzelnen Fabriken und die großen Rittergüter Mittel- und West-Deutschlands bestimmte Anwerben der russischen Arbeitskräfte anbetrifft, so ist wohl die Wahrnehmung gemacht worden, daß manche der bereits in den Vorjahren engagiert gewesenen Leute wieder dieselbe Arbeitsstätte sich erwählen und gemeinsam die Reise antreten. Im allgemeinen aber stehen die Fabrikherren und Rittergutsbesitzer mit Stellenvermittlern in Verbindung, die vielfach in den oberschlesischen Grenzstädten ihr Domizil haben und die wiederum ihre Vertrauenspersonen in Russisch-Polen haben, welche das Anwerben von Leuten veranlassen. Gewöhnlich sind es Trupps von 12 bis 15 Personen, welche „geliefert“ werden und sich zumeist aus einer und derselben Ortschaft rekrutieren. Selbstverständlich sichern sich beide Teile — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — durch Vermittelung ihrer Agenten, indem in deutscher und polnischer Schrift eine Vereinbarung in Bezug auf die Arbeitszeit, den Lohn, die Wohnung und dergleichen durch Namensvollzug seitens beider Parteien stattfindet. Die Überschrift eines derartigen Arbeitsvertrages lautet: „Verpflichtungsschein für Feldarbeiter, Tagelöhner und Monatslöhner“. Unter den vielen Paragraphen eines derartigen uns vorliegenden Vertrags-Exemplares interessiert uns zunächst der § 3, der die Akkordlöhne festsetzt. So erhalten Männer pro Tag 1 Mark, Burschen, die mit Pferden und Ochsen umgehen können, 80 Pfg., kleine Burschen 60 Pfg., Frauen und Mädchen 60 Pfg. An Ertrazulage werden durch 6 Wochen für Männer 20 Pfg. und für Weiber und Burschen täglich 10 Pfg. bewilligt. § 4 setzt für die Arbeitsleistungen die zu liefernden Rationen fest: Der Mann erhält pro Woche zugesichert: 10 Pfund Brot, der Bursche und die Frau je 8 Pfund, ferner erhalten sämtlich je 2 Pfund Hülsenfrüchte (Gerstengraupen, Reis, Bohnen und Erbsen), $\frac{1}{2}$ Pfd. Fleisch oder 25 Pfg. Fleischgeld, $\frac{1}{2}$ Pfd. amerikanisches Fett, 25 Pfd. Kartoffeln, $\frac{1}{2}$ Pfd. Salz, 1 Pfd. Mehl zum Einbrennen und endlich 7 Liter Magermilch. Man ersieht daraus, daß die leibliche Versorgung der russischen Arbeitskräfte nichts zu wünschen übrig läßt und im Vergleich zu ihrer früheren und sonstigen Lebensweise eine nicht zu unterschätzende ist. Auf Grund des § 5 der Vereinbarung erhalten die Arbeiter gemeinschaftliche Wohnung im Arbeiterhause und, nach Geschlechtern getrennt, freie Schlafräume, Lagerstätte und eine wollene Decke, ferner das erforderliche Brennmaterial. Die anderen Paragraphen besprechen die von den Arbeitnehmern zu befolgenden Anordnungen, ferner die Zusage freier Hin- und Rückreise und in Krankheitsfällen freien Arzt und Medikamente.

Hat nun eine Arbeitertruppe Engagement erhalten, so rüstet sich dieselbe zur Reise, vorher selbstverständlich der Reisepässe sich vergewissernd. Ein solcher für die Sachsenarbeiter Saison bestimmter russischer Reisepaß, der neben der russischen auch die deutsche Schrift aufweist, trägt als Vordruck die Worte: „Reisepaß nach Deutschland auf 8½ Monate, für Feld- und Ackerbau-Arbeiter vom Bauernstande“. Die Ausgabe dieser Reisepässe geschieht in den verschiedenen Gouvernements bereits Mitte März, doch hat der Grenzlegitimationschein erst vom 1. April ab seine Gültigkeit, welche letztere mit dem Datum des 16. Dezember erlischt.

Kaum daß der April ins Land gezogen, macht sich in den an der schlesischen Grenze gelegenen russischen Ortschaften eine lebhaftere Bewegung kund. Es sind die „sächsischen Zugvögel“, wie sie mitunter genannt werden, und die nun auf den zuständigen Zollkammern ihrer Abfertigung nach Preußen harren. Als Haupteingangsstationen in Oberschlesien sind die Ortschaften Zawisna und Bożanowitz im Kreise Rosenberg, Herby im Kreise Lublinitz, sowie Kattowitz und Myslowitz zu bezeichnen. Der stärkste Übergang dürfte wohl in Zawisna bei Landsberg W.S. zu konstatieren sein, indem während der Sachsenländer-Periode wohl gegen 12 000 bis 14 000 russische Sachsenländer den Ort passieren, wo die Revision des Gepäcks seitens der Beamten des dortigen Nebenzollamtes erfolgt. Berge von Kisten und Kästen lagern in der Nähe des Zollamtes und werden auf ihren Inhalt geprüft. Daß bei der Masse der die Grenze überschreitenden Personen so mannigfache Versuche unternommen werden, verschiedene Waren durch Entziehung des Zollgeldes einzuschmuggeln, liegt auf der Hand. Doch „das Auge des Gesetzes“ wacht, und so mancher Sachsenländer wird schon den Scharfblick unserer Zollbeamten verwünscht haben, die so manches Cigarettentabak-Quantum aus dem tiefsten Versteck hervorholten und daselbe als Kontrebande erklärten, wofür noch die Zollstrafe in Höhe des vierfachen Betrages der hintergangenen Steuer zu erlegen war. Wie schön hätte der russische Tabak bei der „Sachsenarbeit“ geschmeckt . . . es hat nicht sollen sein!

Kehren wir nun zu denjenigen Personen des Zarenreiches zurück, welchen wegen weiterer Entfernung von der Grenze der für die Arbeiter Saison bei uns berechnete Reisepaß auf keinen Fall erteilt wird, die aber dennoch die ihnen darbietende Gelegenheit zur Erlangung materieller Vorteile sich nicht entgehen lassen wollen. Derartige, dem erlassenen Ukas Zuwiderhandelnde, versuchen durch Umgehung der Zollkammer das preussische Gebiet zu erreichen, was angesichts der mit den Grenzsoldaten (Kosaken) besetzten Grenze ein oft waghalsiges Unternehmen ist. Wohl gelingt es Hunderten und aber Hunderten, in finsterner Nacht oder auch bei Tage den

Grenzfluß Prosna zu überschreiten und sich auf preußisches Gebiet zu begeben. Doch wehe, wenn der oft im dichtesten Gebüsch auf der Lauer liegende russische Grenzsoldat die den verbotenen Grenzübergang Suchenden überrascht! Ein kurzer Haltruf ertönt, und bei Nichtbeachtung desselben werden sofort auf die fliehenden Scharfschüsse abgegeben, die leider oft genug ihre Wirkung nicht verfehlen. Auf preußischem Gebiete mitunter haucht unter diesen schrecklichen Umständen ein Russenleben seine Seele aus.

Gefahrvoll ebenfalls ist der auf verbotenen Wegen erzwungene Übergang in der Zeit, wo die Frühjahrswässer einen erhöhten Stand zeigen und die Prosna durch ihre Ausuferung die benachbarten Wiesen in Seen verwandelt. Auf dem Kopfe Kisten und Körbe tragend, so waten Männer und Frauen, Mädchen und Burschen, indem ihnen das Wasser bis an die Brust oder gar zum Halse reicht, in der mitunter oft starken Strömung, und schon mancher hat unter dem Einflusse der Angst und Verfolgung oder unter der Schwere seiner Last sein nasses Grab gefunden. So sind im Laufe dieses Frühjahrs neun Sachsengänger beiderlei Geschlechts in den Prosnafluten umgekommen. Darunter fand man eine Mutter, die mit ihrem Säuglinge ebenfalls das traurige Schicksal geteilt hatte!

Die Glücklichen, die mit heiler Haut davongekommen sind, beginnen nun auf preußischem Boden „Toilette“ zu machen. Zu diesem Behufe werden die entbehrlichsten nassen Kleidungsstücke auf Säune, Mauern, auf den Rasen gelegt und notdürftig getrocknet. Sodann werden die noch auf dem Leibe befindlichen Kleider derselben Prozedur unterworfen.

Irgend ein Tümpel oder eine Brunnenanlage liefert den Leuten Wasser zum Waschen, und wohl oft hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie mitten in einem Gehöft oder in einem Stalle die Männer sich gegenseitig — rasirten.

Gewöhnlich bilden die Grenzstädte den Sammelpunkt der russischen Sachsengänger, wo noch Besprechungen mit den Stellenvermittlern und in Anbetracht der geringen Barmittel der Leute ein nur geringer Einkauf der allernotwendigsten Reiseutensilien stattfindet. Die Städte Lublinitz, Rosenberg, Landsberg, Pitschen, Kreuzburg bieten in dieser Zeit ein recht eigenartiges Bild. Zu Hunderten durchziehen die Einwanderer in ihren eigenartigen Trachten die Straßen oder lagern auf dem Ringplatze. Besonders auffallend bei den Leuten ist das gute Schuhwerk; während das weibliche Kontingent durchweg Schnürschuhe bevorzugt, tragen die Männer nur Stiefeln und zwar von der einfachsten bis zur elegantesten Kropfform. Recht eigenartig nimmt sich bei den Frauen das Tragen einer Art Tunika aus, was aber in Wirklichkeit den Eindruck eines um die Schulter geworfenen — vulgär gesagt — halben Unterrockes hervorruft. Chacun à son goût!

Wohl zwei oder drei Wochen, mitunter noch länger, dauern die bald stärker, bald schwächer erfolgenden Durchzüge der Sachfengänger und verleihen den betreffenden Städten einen halbasiatischen Charakter. Teils zu Wagen, teils zu Fuß suchen die Leute die nächstgelegene Eisenbahnstation mit direkter Verbindung zu erreichen, der weibliche Teil noch vorher schnell vorsprechend in der Apotheke, um das russische Präservativ-Weibermittel — maciczne (eine Art Baldriantropfen) — einzukaufen.

Von allen Eisenbahnstationen dürfte wohl die immer mehr sich geschmackvoll entwickelnde Stadt Kreuzburg das größte Kontingent von dort in alle Windrichtungen davoneilenden russischen Sachfengängern — neben solchen galizisch-österreichischer Nationalität — aufzuweisen haben, und ist der Bahnverkehr mitunter ein so gewaltiger, daß täglich eine Anzahl Extrazüge bis Breslau abgelassen werden müssen, um den Massenandrang bewältigen zu können. Eine Anzahl Gendarmen sorgt mit einem Teile des Bahnpersonals für Aufrechthaltung der Ordnung und vollzieht sich dieselbe trotz der oft nicht leichten Arbeit in glatter Weise. Gewöhnlich senden die Gutsbesitzer und Fabrikherren einen ihrer Angestellten (Aufseher) nach derjenigen Station, wo die Abfahrt der Leute stattfindet, um zu vermeiden, daß die mit der Bahnfahrt wenig oder gar nicht vertrauten Sachfengänger, die von der geographischen Lage ihrer neuen Arbeitsstätte nicht die mindeste Ahnung haben, Irrfahrten machen, was ohne Begleitung vielfach der Fall ist und oft drastische Szenen zur Folge hat.

Auf der ihnen zugewiesenen Arbeitsstelle angelangt, richten sich nun die russischen Elemente häuslich ein und erledigen zumeist in Freudigkeit das ihnen auferlegte Arbeitspensum. Außer an den evangelischen Fest- und Sonntagen haben die Leute das Recht, an folgenden Tagen zu feiern: Fronleichnamsfest, Peter- und Paulfest (29. Juni), Maria-Himmelfahrt (15. August), Maria-Geburt (8. September) und Allerheiligen (1. November). An anderen Tagen feiern zu dürfen, haben die Leute keinen Anspruch. Ihren Tagelohn bekommen sie wöchentlich ausbezahlt mit Einbehaltung von je 3 Mark der ersten 10 Wochen als Kautions zur Sicherstellung für Innehaltung des Vertrages; doch wird der abgezogene Betrag nach Beendigung bei Schlußrechnung ausgefolgt. Haben die Leute nach des Tages Arbeit beim Abendessen sich gestärkt, so versammeln sie sich öfters zu gemeinsamer Unterhaltung oder stimmen religiöse Gesänge in polnischer Sprache an. Schon im voraus freuen sich diese Ausländer auf die ziemlich genau berechneten Ersparnisse und tauschen ihre Gedanken und Ideen über die zweckmäßige Verwendung des Geldes aus. Wenn auch mitunter Ausschreitungen, hervorgerufen durch überreichlichen Alkoholgenuß oder durch unfriedliche Charaktereigenschaften, vorkommen, so muß man diese Erscheinungen mit in den Kauf

nehmen; sind sie doch eigentlich nicht zu den Alltäglichkeiten zu rechnen. Man hat früher so vielfach dem weiblichen Teile der aus Rußland stammenden Sachsenländerinnen Unmoralität vorgeworfen. Es darf ja freilich nicht geleugnet werden, daß unter diesem Konglomerate so manche „leichte Ware“ sich befindet. Doch haben die überall strengen und durchaus gerechtfertigten Maßnahmen der Polizeibehörden in Bezug auf das Schlafstättenwesen und durch anderweite Kontrolle derartige Resultate gezeitigt, daß man eigentlich nur wenig Anlaß zu Klagen finden kann.

So gern und freudig der russisch-polnische Arbeiter nach den deutschen Gauen eilt, mit ebenso großer Ungeduld und mit förmlicher Erregung wartet er wieder auf den Moment, wo die Rückkehr in die Heimat nach monatelanger Abwesenheit erfolgt. Schon eine Reihe von Tagen vorher macht er seine Körbe und Pakete zurecht, nagelt die Kisten und Kästen zu, nachdem vorher noch verschiedene Einkäufe zu besorgen waren, und nun kommt die Stunde der Abreise. Frei sind die Sachsenländer von der Arbeit, und mit sichtlich wohlgenährten Gesichtern und versehen mit besseren Kleidungsstücken, die mitunter beim weiblichen Teil durch ungeschickte Auswahl eine unfreiwillige Komik verursachen, dampfen sie ihrer ersten Abfahrtsstelle zu, wo sie von ihren Verwandten mit Jubel empfangen werden. Wiederum sind es die vorher erwähnten oberschlesischen Grenzstädte, welche mit den heimkehrenden Sachsenländern vor Betreten ihrer russischen Heimat sich füllen, und da die Leute mit Geld verhältnismäßig reichlich versehen sind, so bietet sich den Gewerbetreibenden eine Perspektive auf ein lohnendes Geschäft. Besonders gangbare Artikel sind: Regenschirme, Korallenketten, Handkörbe, Emailletöpfe und — last, non least — „maciczne“. Gastwirte, Bäcker und Fleischer haben reiche Ernte, und ist es wiederholt vorgekommen, daß während dieser Zeit z. B. in Landsberg des Nachmittags keine Semmel und kein Brot mehr zu bekommen war. Auch die Kolonial- und Manufakturwarengeschäfte machen bessere Geschäfte wie sonst, wenngleich freilich die Verhältnisse gegen früher sich sehr zu ihren Ungunsten gestaltet haben, da die Heimkehrenden auf der russischen Zollkammer auf ihre Kleidungsstücke untersucht werden, und, falls sich neue in Deutschland gekaufte Doppelstücke darunter befinden, unweigerlich zurückgewiesen werden, wenn die Leute es nicht vorziehen sollten, den fast unerschwinglich hohen Eingangszoll zu entrichten. Seit dem verflossenen Jahre besteht diese von russischer Seite streng und unerbittlich durchgeführte Maßregel, welche auf den Geschäftsgang der vielfach auf die russisch-polnische Kundschaft angewiesenen Geschäftswelt in den Grenzstädten lähmend wirkt. Flotter dagegen entwickelt sich das Geldwechselgeschäft, wobei die deutschen Goldstücke gegen russisches Geld (Gold- und Silberrubel) eingewechselt wird. Interessant dürfte die That-

sache sein, daß die Herübernahme von russischem Kupfergeld nach Rußland verboten ist.

Haben die Leute nun glücklich ihre Heimat erreicht, so zehren sie von dem erworbenen Gelde oder kaufen sich nach einer Reihe von in Deutschland verbrachten Arbeitsjahren eine kleine Besitzung. Bauernsöhne und Bauerntöchter händigen ihren verschuldeten Eltern die Ersparnisse aus und machen nach und nach die Besitzungen derselben schuldenfrei. Doch nicht allein in materieller, auch in geistiger Beziehung profitieren die Leute durch das Bekanntwerden mit der höheren deutschen Kultur und Sitte, die sie bewußt oder unbewußt nach den Hütten ihrer russisch-polnischen Landesteile bringen.

Aus Klein-Brassel.

Betrachtungen über das Werden und Wachsen von Kattowitz.

Von

P. A. E.

„Klein-Brassel“ hat der Sozialpatriotismus unsere liebe Stadt am Ravastrande getauft, und nicht mit Unrecht. Wer kannte freilich einst — sagen wir nur einmal in Breslau — jenes häßliche, halbpolnische Dorf „Kattowitz bei Bogutschütz“? Kein Handbuch der Erdkunde hielt es für nötig, davon Kenntnis zu nehmen; der Reisende, der gezwungen war, es aufzusuchen, floh eiligst von dannen, sobald er seine Angelegenheiten erledigt hatte, und die älteren Nachbarn hielten es nicht der Mühe für wert, den kleinen Gernegroß zu beachten, der im Jahre 1866 die Keckheit besaß, sich als Stadt aufzuthun. Aber die Kattowitzer Hinterwäldler kümmerten sich ebenso wenig darum, wenn die Nachbarn spotteten und die Fremden die Nase rümpften, sondern arbeiteten rüstig weiter, wußten sie doch, daß, wer sich Achtung verschaffen will, nicht darum betteln, sondern sie dem Gegner abtrotzen muß. Und so bot sich dem, der — wir schreiben dieses Wort wohlbedacht — das Glück hatte, den wunderbaren Aufschwung von Kattowitz mit zu erleben, das eigenartige Schauspiel eines in kurzer Zeit aus elenden Verhältnissen zu hoher Blüte sich emporarbeitenden Gemeinwesens. Man sprach in Kattowitz, besonders in dem letzten Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts, gerne von dem amerikanischen Wachstum der Stadt, und wenn man dabei nicht gerade an Millionenstädte wie Chicago denkt, so ist der Ausdruck ganz zutreffend und hat Kattowitz Wandlungen erlebt, wie sie sonst unser alternder Erdteil selten noch dem beobachtenden Auge des Fremden bietet.

Woher nun aber dieser außerordentliche Aufschwung, diese einst von niemand geahnte Blüte der Stadt? Von ihrer günstigen Lage — so höre ich manchen sagen, und er hat in gewissem Sinne nicht unrecht. Günstig ist die Lage von Kattowitz ja insofern, als sie, wenn auch nicht so sehr wie Beuthen und Königshütte, so doch immerhin noch einigermaßen im Herzen des Industriebezirks liegt, günstig vor allem auch durch die Nähe zweier Landesgrenzen, besonders der russischen, und gerade in dieser Hinsicht besitzt sie von vornherein einen bedeutenden Vorsprung vor ihren größeren Nachbarstädten. Hat doch die schnelle Entwicklung der Stadt seit dem Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages (1894) gezeigt, wieviel Vorteil sie von der nahen Grenze hat, und gewiß würden die Kattowitzer Stadtväter, wenn sie noch einmal vor die Frage gestellt würden, welches Wappen sie ihrem Orte geben wollten, diesem statt jener unschönen Wahrzeichen des Berg- und Hüttenbetriebes den Handelsstab Merkurs ins Wappen setzen, denn in diesem Zeichen hat Kattowitz die wesentlichsten seiner Siege erfochten. So ist es denn auch über jeden Zweifel erhaben, daß Kattowitz, wie es der demnächst scheidende Bürgermeister Schneider als seinen Wunsch ausgesprochen hat, in Zukunft einmal der geschäftliche Mittelpunkt Oberschlesiens werden wird. Aber wer immer auf jene günstige Lage hinweist, der sollte doch auch bedenken, daß diese nicht erst von heute oder gestern ist, und daß einst Jahrzehnt auf Jahrzehnt verging, ohne daß irgend etwas in dem Bilde des Ortes sich änderte. Wenn also auch ein gewisser Anteil der Lage am Aufblühen von Kattowitz ehrlich zugegeben werden soll, so darf doch nicht vergessen werden, daß auch eine Bevölkerung da sein mußte, die es verstand, die Vorteile dieser Lage zu erkennen und auszunutzen. Und so hat erst der stärkere Zuzug deutscher Elemente, wie er seit etwa fünfzig Jahren eintrat, diesem vergessenen Erdenwinkel den Stempel seines Geistes aufgedrückt, das Deutschtum ist es, das die Leuchte der Kultur im dunkelsten Oberschlesien aufgestellt hat! An dieser Thatsache kann niemand rütteln, der ohne eng-herziges Vorurteil die erstaunliche Entwicklung unseres Landesteils betrachtet. Und auf dieser Grundlage deutscher Besittung und deutschen Wesens haben auch jene Männer gebaut, denen die heutige Stellung von Kattowitz zu verdanken ist. Die Stadt hatte im allgemeinen stets das Glück, Männer an ihrer Spitze zu sehen, die weiten Blick und kraftvolles Zielbewußtsein mit einander verbanden, die wohl wußten, was ihrer Stadt not that, wenn sie zu dem werden sollte, was ihnen vorschwebte. Es erübrigt sich, hier eine längere Aufzählung aller jener tüchtigen Männer zu geben, deren Thätigkeit mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte der Stadt eingegraben ist; doch dürfen wenigstens die Namen Holke und Schneider in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben: Hat man jenen mit

Recht den Gründer der Stadt genannt, so darf diesem der Titel eines „zweiten Gründers der Stadt“ nicht vorenthalten werden. Der dankbare Sinn der Bevölkerung hat denn auch — ein Zug, der die Kattowitzer ehrt — die Verdienste dieser und anderer Männer um die Stadt dadurch anerkannt, daß er ihnen durch Benennung einer Reihe von Straßen nach ihrem Namen ein bleibendes Gedächtnis stiftete.

In einer so rasch aufblühenden Stadt wie Kattowitz findet naturgemäß andauernd starker Zuzug statt, wenn auch in stillen Zeiten, wie wir sie gegenwärtig haben, ein weniger starker, als in andern. Ein großer Teil der neuen Ankömmlinge erscheint widerwillig, mit Ausnahme der gewerblichen und handeltreibenden Kreise, die ja ihren Wohnort nicht nach allerlei äußeren Gesichtspunkten wählen können; aber um so mehr trifft dies auf die vielen Beamten zu, die alljährlich nach Kattowitz versetzt werden und die vielfach auch heute noch darin eine Strafversetzung erblicken. Die im Westen weit verbreitete Abneigung gegen den Osten überhaupt, die überall, auch in Niederschlesien, vorhandene Abneigung im besondern gegen die „Wasserpolaſkei“ (ein Ausdruck, dessen Gebrauch erfreulicher Weise mehr und mehr zu schwinden scheint), eine unklare Vorstellung von polnischer Unsauberkeit, sowie der Gedanke an den Rauch und Staub, die die unerfreulichen Begleiterscheinungen einer starken Industrieentwicklung bilden, — alles das zusammen, vielleicht verbunden mit den Warnungen solcher „Kenner“, die gelegentlich ein paar Tage in Oberschlesien zugebracht haben, bewirkt, daß wenige verständig genug sind, vorurteilslos nach Kattowitz zu gehen und mit eigenen Augen die Verhältnisse zu betrachten. Gewiß, es mehren sich die Zeichen, daß ein Umschwung in der Beurteilung dieser Stadt beginnt; aber die Thatsache, daß auch heute noch fast jeder Beamte Kattowitz baldigst wieder zu verlassen trachtet, daß auch der Einheimische dieser Stadt den Rücken kehrt, sobald es ihm seine Lage gestattet, ist doch ein Beweis, daß jener Umschwung nur sehr allmählich eintritt. Mancher wird nun behaupten wollen, daß daran die Verhältnisse selber schuld sein müßten; aber das ist keineswegs der Fall. Gewiß, die Rauchmassen, die man bei einem Blick von den umliegenden Höhen beständig als schwarze Dunstschicht über der Stadt schweben sieht, machen die Landschaft nicht freundlicher; die Arbeiterbevölkerung mit ihrer Roheit und ihrer Trunksucht hat auf den ersten Blick nur Abstoßendes, und insbesondere die vielen Arbeitsfuhrleute mit ihrer oft geradezu abscheulichen Behandlung der Pferde und ihrem fortwährenden Schlagen und Schimpfen bringen einen unerfreulichen Zug in das Kattowitzer Straßenleben; die schönen, weiten Waldungen im Süden ziehen sich immer mehr von den Grenzen der Stadt zurück, und die Beskiden, die sich von der nahen Beatehöhe aus so prächtig darbieten, sind doch

infolge der schlechten Anschlüsse erst nach mehrstündiger Fahrt zu erreichen. Das alles sind ja Schattenseiten, die nicht verschwiegen werden dürfen. Aber man soll doch auch die guten Seiten, die Kattowitz unzweifelhaft besitzt, ebenso ehrlich anerkennen. Ein Spaziergang durch die Stadt genügt, um sich davon ein Bild zu machen.

Hat man das für den großartigen Verkehr von Kattowitz längst unzureichende, aber demnächst einem Umbau entgegensehende Bahnhofsgelände durchschritten, so erblickt man vor sich das Gebäude der Königl. Eisenbahndirektion mit seinen langen stattlichen Fensterreihen und ihm gegenüber auf der andern Seite der vor kurzem asphaltierten Direktionsstraße den eben eröffneten Neubau des Hotel Monopol, eines großstädtischen Gasthauses mit 86 Zimmern und 100 Betten, einem von 14 Säulen getragenen Saal, einer großen Weinstube, eigener Konditorei u. s. w. Geben einem diese beiden Gebäude von vornherein eine Vorstellung davon, daß man sich an einem bedeutenden Verkehrsmittelpunkte befindet, so wird dieser durch die weiteren Beobachtungen nur noch verstärkt. Es bedarf dazu nicht des im Frühjahr so häufigen Anblicks jener Hunderte von galizischen Feldarbeitern, die wochenlang alltäglich, zum Teil in fremdartiger Volkstracht, mit großen Bündeln und Kisten ausgerüstet und der Weiterbeförderung nach dem Westen harrend, den Bahnhof umlagern und mit blödem Staunen alle die nie geschauten Wunder europäischer Gesittung betrachten; auch sonst herrscht, da täglich 89 Personenzüge in Kattowitz kommen und gehen, auf dem Bahnhofs fast fortwährend ein sehr lebhaftes Treiben, besonders um die Zeit, wo die „polnischen Züge“ gehen, und wo russische Beamte und Militärs, die in Kattowitz ihre Einkäufe gemacht haben, wieder dem Bahnhofs zu eilen, wo die jüdisch-polnischen Händler in lebhafter, von häufigen Handbewegungen unterstützter Unterhaltung an den Treppen und Ausgängen des Bahnhofsgeländes herumstehen, während andere mit Weib und Kind Wagen mit Geflügel und Obst vor sich herschieben. Und wie es auf dem Bahnhofs zugeht, so auch in der Stadt. Nirgends die Ruhe, wie sie sonst wohl in Städten von der Größe von Kattowitz (das gegenwärtig fast 33000 Einwohner zählt) herrscht, überall auf den Haupt-Geschäftsstraßen ein lebhaftes Treiben, überall die Beweise, daß man die Wahrheit des englischen Sprüchwortes kennt: Zeit ist Geld. Man gehe nur einmal nachmittags, oder noch besser in den Vorabendstunden durch die Grundmannstraße, wo man trotz des breiten Bürgersteiges um diese Tageszeit thatsächlich Mühe hat schnell vorwärts zu kommen, man beobachte das Leben und Treiben auf dieser, sowie auf der Johannesstraße und Poststraße, besonders an den Lohntagen, wo die Bergleute, die Grubenlampe in der Hand und die unentbehrliche kurze Pfeife im Munde, nach Hause oder nach den leider

allzu gerne aufgesuchten Schenken strömen. Und jene Mädchen mit den runden, weichen Gesichtern, die so häufig den Madonmentypus aufweisen, mit den auch im Sommer den Kopf umhüllenden dicken Wolltüchern und den in Holzpantoffeln steckenden bloßen Füßen — wenn sie es nicht vorziehen, nach oberschlesischer Sitte, bis der Schnee eintritt, barfuß zu gehen —, auch sie alle kommen von der Arbeit, sei es auf den Gruben, wo sie „über Tage“ beschäftigt werden, sei es — echt oberschlesisch! — von den Bauten, wo sie Handlangerdienste verrichten, und zwischen allen diesen Leuten aus dem Volke die eilig vorwärtsstrebenden Geschäftsleute, die Käufer, die die Auslagen der oft glänzend erleuchteten Schaufenster betrachten, und dazu die Scharen jener unthätigen, gaffenden, witzelnden, plaudernden Müßiggänger, die auch in Kattowitz ein unentbehrliches Ausstattungsstück der werdenden Großstadt zu sein scheinen. Und will man über den Straßendamm gehen, der hier — auch wieder ein echtes Großstadtbild! — asphaltiert ist, so muß man oft wohl achtgeben, denn außer den stets besetzten Wagen der elektrischen Bahn, die Kattowitz in seiner ganzen Länge durchquert und es mit allen wichtigeren Punkten des Industriebezirks verbindet, fahren fortwährend Lastwagen und Droschken, Fahrräder und herrschaftliche Fuhrwerke schnell dahin. Noch großartiger womöglich stellt sich der Verkehr um die Zeit der dreimal in der Woche stattfindenden Wochenmärkte dar, die hinsichtlich des Umfangs und der Lebhaftigkeit ihres Treibens in Schlesien nicht so bald übertroffen werden dürften. Schon in den frühesten Morgenstunden eilen auf allen Landstraßen Wagen auf Wagen heran, aus den Nachbarorten, aus Galizien, ja selbst aus der über sechs Meilen entfernten Bielitzer Gegend kommen die Händler und Landleute herbei, um ihre Erzeugnisse in Kattowitz abzusetzen. So gewährt der Friedrichsplatz auf der einen Seite, wo die zahlreichen Fleischerstände sich befinden, das Bild eines großen Zeltlagers, während auf der anderen in offenen Ständen die Früchte des Feldes und des Gartens in langen Reihen dargeboten werden. Dazu kommt eine doppelte Reihe von Buden, in denen Schuhzeug, Leinen, Wollenstoffe u. a. feilgehalten werden, eine andere mit Spielwaren, ferner Kuchenbuden, die Stände der Verkäufer von Fischen, Geflügel und Eiern — meist jüdisch-galizische Händler in ihrer bekannten Tracht —, Frauen mit Butter und Käse, mit Guirlanden, Pilzen und manchem andern, Händler mit Flechtwerk und Holzgefäßen, oder mit großen Vorräten von Porzellan- und Thongeschirr. Und zu alledem dann im Herbst die vielen Wagen mit Kartoffeln und dem für die echte „oberschlesische Rothaut“ unentbehrlichen Kraut, und dazwischen die Scharen von Kauflustigen, Damen und Dienstboten mit Marktkörben und Taschen, aber auch Herren und Arbeiter, hier und da auch einmal einer jener alten polnischen

Bauern mit dem glattrasierten Gesicht, dem großen, breitrandigen Hut und der uniformartigen bunten Überweste, zu der auch die Biese an der Hose paßt, und endlich die Menge neugieriger Burschen, die, oft die Militärmütze auf dem Kopfe, von den Dörfern hereingekommen sind, um, auf dem Bürgersteige umherstehend, ihren „Bauernsonntag“ zu feiern, der natürlich in der „Destillacya“ seinen Abschluß findet. Und zwischen dieser Menge die häufigen, mit landesüblicher Rücksichtslosigkeit schnell dahinfahrenden Droschken, deren Kutscher ihr einförmiges „O—bacht!“ rufen, die langsam fahrenden Wagen der elektrischen Bahn, die an diesen Vormittagen stets überfüllt sind, obgleich immer Wagen angehängt werden, Kinderwagen, in denen aber nicht Kinder, sondern Einkäufe von den Dörflern befördert werden, während nach oberschlesischer Sitte die Kinder von den Frauen in einem um die Schultern geschlungenen Tuche getragen werden. Und in all diesem Gewirre halten die Polizeibeamten ohne viel Schelten und Rufen musterhaft Ordnung, so daß man selten von einem Unglücksfall hört.

Aber wer ein Bild von dem Charakter des Orts erhalten will, darf es nicht unterlassen, auch den Häuserreihen seine Blicke zuzuwenden. Auch in dieser Hinsicht macht Kattowitz einen großstädtischen Eindruck. Schon vor einem Jahrzehnt, als es noch nicht die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl hatte, konnte man selbst von Fremden, die sonst nicht viel Gutes von Stadt und Land zu sagen wußten, diese Thatsache hervorheben hören, und wie hat sich seitdem das Stadtbild verändert! Neben all den großen drei-, auch vierstöckigen Häusern damals noch — selbst in den Hauptverkehrsstraßen — wie manches kleine, erbärmliche Häuschen als verwitterter Zeuge vergangener Zeiten! Und wie ist jetzt ihre Zahl zusammengeschmolzen! Nicht einmal die „alte Dorfstraße“, die — sehr zum Verdruß ihrer Anwohner — noch in ihrem Namen ein Stück Alt-Kattowitz festhält, hat dem Zuge der Neuzeit widerstehen können; wieviel weniger die übrigen Straßen, in denen sich ein moderner Bau neben dem andern erhebt. Es ist ja wohl nicht unrichtig, was man Kenner öfter sagen hört, daß wenige Häuser von Kattowitz wirklichen Kunstsinne zeigen und daß eine bedauerliche Regellosigkeit des Stils vorherrscht; aber das läßt sich schließlich auch von jeder Großstadt sagen. Im Grunde ist es ja zweifellos ein gutes Zeichen, daß mehr und mehr heutzutage auch an Miethäuser künstlerische Anforderungen gestellt werden und man also zu den Überlieferungen des in dieser Hinsicht viel höher stehenden Mittelalters zurückkehrt; aber eine Stadt, die bestrebt sein muß die Baulust anzuregen, wird sich nicht sobald den Eurus des Fürsten Pleß gestatten können, der in den neu entstehenden Straßen außerhalb der Altstadt Häuserbauten nur dann genehmigt, wenn sie seinen künstlerischen Ansprüchen genügen. Vielleicht aber — und das wäre unter

allen Umständen zu wünschen — findet sich einmal eine Mittellinie, die beiden Standpunkten — dem des praktischen Nutzens und des künstlerischen Bedürfnisses — gerecht wird. Ein wenig übertrieben wird seit einigen Jahren die Anwendung von Türmen, ohne die — wie es scheint — ein neueres Eckhaus vor den Augen der Kattowitzer Hausbesitzer nicht mehr Gnade findet; sie sind nicht einmal schön und erhöhen höchstens — die Blitzgefahr für die Stadt. Die Balkons wirken durch übermäßige Anwendung dieser für die Mieter gewiß recht angenehmen Einrichtung ermüdend; jedenfalls haben sie, da nachgerade bald jedes einigermaßen auf „zeitgemäßes“ Äußeres Anspruch erhebende Haus einen Balkon besitzt, für die Vorübergehenden die große Unannehmlichkeit im Gefolge, daß sie nie vor plötzlichem Gießkannen-Spritzwasser sicher sind; neue Damenhüte sind deswegen in ständiger Gefahr. Neben den vielen Nutzbauten finden sich auch eine Anzahl wirklich schöner Häuser und Villen, und wenn erst die derzeitige bedrängte Lage von Industrie und Handel wieder besseren Zeiten gewichen ist, wird vielleicht auch einmal das Villenviertel, von dem früher so viel gesprochen wurde, in die Erscheinung treten. Leider hat mit dem zunehmenden Wachstum der Stadt, die ja infolge ihrer Einschnürung durch die Rava und den Bahnkörper sich nicht genügend in die Breite ausdehnen kann, die einst so schöne Friedrichstraße den Charakter einer Villenstraße mehr und mehr verloren; mancher von den einstigen großen Gärten hat dem Baubedürfnis weichen müssen, aber doch sind noch einige der alten Villen mit ihren meist wohlgepflegten Gärten geblieben, und auch die prächtige, auffallend breite Straße hat noch auf der einen Seite die Bäume, die sie einst so sehr zierten, aufzuweisen, während diese auf der andern Seite der elektrischen Bahn zum Opfer gefallen sind. Auch die Anlagen, die die evangelische und katholische Kirche umgeben, die aber durch ein Gitter von der Straße getrennt sind, haben dieser Straße noch immer einen Teil ihres alten Reizes bewahrt. Im übrigen ist vor allem die Damesche Villa in der Karlstraße in altdeutschem Stil, mit Türmchen, Erkern und eingepreßten Sprüchen verziert, als Muster eines stilvollen Baues zu erwähnen; aber daß man auch bei großen Mietshäusern dem künstlerischen Geschmack Rechnung tragen kann, zeigt der stolze Neubau im Nürnberger Renaissance-Stil auf der Ecke der Sachs- und der Holteistraße, dessen äußere Schönheit durch seine Lage am Beginn der stark ansteigenden Ackervorstadt noch mehr gehoben wird. Auch neuere Hotelbauten, wie der des Grand Hotel Wiener in der Schloßstraße und des schon erwähnten Hotel Monopol, sind mehr als frühere derartige Bauten auf schöne Wirkung berechnet. Hinsichtlich der Ausstattung der Restaurationen, mit denen es noch vor zehn Jahren recht dürftig ausah, sind in den letzten Jahren besonders

bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden, und auch solche zweiten und dritten Ranges zeigen oft schon äußerlich durch ihre großen, breiten Fenster, daß sie nicht hinter ihrer Zeit zurückbleiben wollen. Eine wirkliche Sehenswürdigkeit ist das Nürnberger Tucherhaus in einem schmucken Neubau gegenüber dem Badehause, das von den Fremden wegen seiner herrlichen altdeutschen Wand- und Deckengemälde gerne aufgesucht wird. Daß in Kattowitz eine Kitzling-Bierstube nicht fehlt, versteht sich von selbst. Zur Hebung des Außern der Stadt haben vor allem auch jene größeren Monumentalbauten, wie sie die letzten fünf Jahre mit sich brachten, viel beigetragen; in erster Linie die neue Synagoge, die, einer der wohlhabendsten Judengemeinden Deutschlands gehörig, unstreitig das schönste Bauwerk von Kattowitz ist, und mit der sich z. B. die häßliche Breslauer Synagoge nicht entfernt messen kann; ferner das von jener durch einen Schmuckplatz getrennte neue Gymnasium, das freilich nach dem Urteil der Nächstbeteiligten mehr auf äußere Wirkung, als auf praktische Brauchbarkeit Anspruch erheben kann, und die schöne Baugewerkschule, die, mit allen Anforderungen eines auf der Höhe der Gegenwart stehenden Schulbaues fast verschwenderisch ausgestattet, von der freigebigen Stadt dem Staate als willkommene Gabe dargebracht wurde.

Dem Bedürfnisse der Stadt nach Anlagen ist auch in der letzten Zeit besser entsprochen worden als früher, in der richtigen Erkenntnis, daß gerade in einer so industriereichen und noch dazu von der Natur ein wenig stiefmütterlich bedachten Gegend es Pflicht der Stadtverwaltung ist, durch Beschaffung von Anpflanzungen die Luft zu verbessern und für Erholungs- und Spielplätze zu sorgen. So sind denn zu dem einst fast alleinstehenden Wilhelmsplatz, dem nunmehr ein hübsches Zweikaiser-Denkmal und reizende Blumenbeete einen noch freundlicheren Anblick verliehen haben, einige weitere Schmuckplätze hinzugekommen, von denen in erster Linie der äußerst geschmackvoll angelegte Blücherplatz in der Ackervorstadt, auch wohl die mit einem Holze-Denkmal und bald auch mit der Hebe von Canovas verzierten Anlagen um das sonst wenig stilvolle Badehaus¹⁾ Erwähnung verdienen. Auch die Pachtung eines nahe gelegenen Wäldchens, das freilich vorläufig noch etwas kümmerlich ist, aber doch unter sorgsamer Pflege sich mehr und mehr entwickelt (des Südparkes), ist den städtischen Körperschaften als Verdienst anzurechnen.

Viele Ausgaben verursacht die Pflasterung der Stadt, mit der es freilich den richtigen Stürmern und Drängern, die am liebsten heute Asphaltpflaster hätten, wo gestern noch Wiese war, nicht schnell genug geht. Diese vergessen, daß einem so jungen und so außerordentlich schnell wachsenden

¹⁾ Eine echte Wohlfahrtseinrichtung der Stadt, die dieser jährlich eine nicht unbedeutliche Summe kostet, mit einer großen, auch im Winter zu benutzenden Schwimmhalle.

Gemeinwesen in einem Jahre mehr Aufgaben und Ausgaben erstehen, als älteren Städten in einem Jahrzehnt; aber manche Leute möchten eben stets mit Blitzzug fahren und sind maßlos im Wünschen. Es dauert thatsächlich nicht allzu lange, daß, nachdem eine Straße neu angelegt und einigermaßen mit Häusern besetzt ist, auch die Straßendämmer ihre melodische Arbeit im Dreiflang (eine „Afford“-Arbeit im buchstäblichen Sinne des Wortes!) beginnen; ältere Straßen mit schadhast gewordenem Pflaster werden neu gedämmt mit guten Granitwürfeln, und schon die dritte Straße ist vor Kurzem asphaltiert worden, was wenige gleich große Städte Kattowitz nachmachen dürften. Gewiß, in solch' einem sich rastlos weiter entwickelnden Gemeinwesen berühren sich die Gegensätze, und wer zu böswilligem Urteil geneigt ist, wird es „halb-asiatisch“ finden, wenn am Ende der neuen Via triumphalis, die sich August-Schneider-Straße nennt, wenige Schritte hinter dem Asphaltpflaster eine Tafel freundlich zum Abladen von Schutt einladet; wer dagegen ohne das Oberschlesien gegenüber beliebte Vorurteil die Verhältnisse betrachtet, wird gerade in diesem Gegensatze ein treffliches Sinnbild sieghafter deutscher Gesittung sehen, die mit ihrem Zauberstabe den Boden nur zu berühren braucht, um eine Wüste in Kulturland zu verwandeln. Daß in Kattowitz die heutzutage in jeder fortschreitenden Stadt angewandte Cementpflasterung der Bürgersteige fast überall, auch in der Vorstadt, durchgeführt ist, wird nach dem Gesagten niemanden verwundern.

Nicht selten kann man es bedauern hören, daß die Straßen von Kattowitz keine elektrische Beleuchtung haben, und es ist gar kein Zweifel, daß es besonders für den großen Friedrich-Platz und die ungewöhnlich breite Grundmann- und Friedrichstraße die geeignetste Beleuchtung wäre, die man ja außerdem in einem heutigen Großstadtbilde schwer entbehrt. Indessen genügt ein abendlicher Blick die Grundmann- oder August-Schneider-Straße entlang mit ihren prächtigen, doppelten Reihen von Auerlichtlaternen, um zu erkennen, daß auch hinsichtlich der Helligkeit der Straßen Kattowitz anderen Städten nicht nachsteht. Dazu kommt, daß in den letzten Jahren die Versorgung der besseren Läden mit elektrischem Licht immer allgemeiner geworden ist, und so strahlt vor einer ständig zunehmenden Menge von Schaufenstern, besonders in der Post- und Grundmannstraße, die schöne weiße Kuppel ihr mildes und doch so starkes Licht aus. Und wie die Häuser und Straßen, so sind auch die Läden von Jahr zu Jahr schöner geworden; überall sieht man regen Wettstreit, dem Beschauer und Käufer das Beste zu zeigen und zu bieten, und Kattowitz weist eine Anzahl Geschäfte in seinen Mauern auf, deren sich eine doppelt so große Stadt nicht zu schämen brauchte.

Wie in buchstäblichem Sinne, so strahlt Kattowitz auch in bildlichem Sinne eine Fülle von Licht aus. Was „die ober-schlesische Lichtstadt“ für

die Hebung der Kultur ihres Landesteils gethan hat und weiter thut, das verdient nichts als freudige Anerkennung. Schule auf Schule ist entstanden und ein Schulbau nach dem andern errichtet worden. Dem Gymnasium folgte eine Baugewerkschule und eine Realschule, die jetzt in der Entwicklung zur Oberrealschule begriffen ist; zu den vorhandenen Volksschulen und einer Knaben-Mittelschule kam vor kurzem eine Mädchen-Mittelschule, und die städtische Höhere Mädchenschule wurde durch Angliederung eines Seminars weiter ausgebaut. Auch verschiedene von den vielen vorhandenen Vereinen wirken jeder an seinem Teile und seinem Wesen entsprechend an der Hebung des Bildungsdurchschnitts ihrer Stadt mit. Wir erwähnen nur den Gewerbeverein, der in jedem Winter heimische und auswärtige Redner zu Vorträgen über die verschiedensten Gegenstände veranlaßt und eine gut ausgestattete Volksbücherei ins Leben gerufen hat, ferner den Verein junger Kaufleute, der schon einer Reihe von vielgenannten Schriftstellern, wie z. B. Detlev von Liliencron und Conrad, Gelegenheit, sich in Kattowitz hören zu lassen, gegeben hat, und den Bürgerverein, der mit seinen trefflich eingerichteten und viel besuchten Volkunterhaltungsabenden der breiteren Allgemeinheit geistige Nahrung zuführt. Die Schauspielkunst ist in Kattowitz leider noch nicht auf der zu erstrebenden Höhe, doch ist es kein Zweifel, daß mit der Hebung der allgemeinen Geschäftslage die Stadt, wie es längst geplant war, an den Bau eines eigenen Theatergebäudes gehen wird. Dagegen ist die Pflege der Musik bei dem weit über Oberschlesiens Grenzen hinaus bekannten Professor Meister in den besten Händen, und der von diesem geleitete Singverein hat ja erst im vorletzten Winter auf Einladung Joachims in Berlin sich hören lassen dürfen und auch die verdrossensten Kritiker zur Anerkennung seiner gediegenen Leistungen gezwungen.

Wir sind uns wohl bewußt, daß das Bild, das wir von Kattowitz entworfen haben, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Aber unsere Arbeit wollte nur, wie schon die Überschrift anzudeuten bestimmt war, in Form von lose aneinander gereihten Bildern eine Vorstellung von dem rastlosen Vorwärtstreben dieses Gemeinwesens geben. Möchte die Freude, mit der der Verfasser das wohlverdiente Lob der jungen Industrie- und Handelsstadt gesungen hat, sich recht vielen seiner Leser, vor allem soweit diese in Kattowitz wohnen, mitteilen und so die kleine Schilderung den Zweck erfüllen, zu dem sie geschrieben war: Vorurteile innerhalb und außerhalb der Mauern von Kattowitz auszurotten und der Stadt die Anerkennung verschaffen zu helfen, die ihr als einer echten Schöpfung deutscher Thatkraft und Gesittung zukommt!

Welche Gefahren drohen der Vegetation des oberschlesischen Industriebezirkes, und wie ist ihnen wirksam zu begegnen?

Von

J. Rieger, Rektor in Lipine O.S.

I.

Deutsche Bürger, übet Pflanzenschutz! Dieses ernste Mahnwort durchtönt zur Zeit die weiten Gauen unseres geliebten Vaterlandes. Und mit Recht. Denn allenthalben merkt man, wie die materiell gesinnte Gegenwart den Pflanzen zu wenig Pflege und Schutz angedeihen läßt, wie letztere insbesondere in gewerbereichen Gegenden zuweilen übel vernachlässigt werden, und wie sich in diesen Gegenden die der Vegetation gefährlichen Einflüsse von Tag zu Tag mehren.

Auch in unserem Industriebezirk ist der Pflanzenwuchs stark im Niedergehen begriffen, zum Teil dem sicheren Untergange geweiht.

Die „oberschlesischen Wälder“ an der heutigen russischen Grenze zwischen Tarnowitz und Myslowitz waren bekanntlich berüchtigt — ja gefürchtet. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, warum die Alten die Hauptheerstraße „Breslau—Kraakau“ nicht über Beuthen, sondern über Gleiwitz, Nicolai und Pleß legten. Thatsache aber ist, daß man nach dem 30jährigen Kriege in diesen Urwäldern der Wölfe nur schwer loswerden konnte. Von Gefahren des Pflanzenwuchses nach heutigen Begriffen konnte damals natürlich noch keine Rede sein.

In diesem Waldesdickicht wurden die Hauptschächte der Friedrichsgrube am Trockenberge, der Königgrube, der Königin Louisegrube und die Schächte vieler anderer Gruben abgeteuft. Die ersten Schornsteine der Friedrichshütte, der Königshütte, der Laurahütte, der Friedenshütte wurden in diesen Waldesgründen errichtet. Im oberschlesischen Urwalde also ist unsere heimatliche Industrie geboren, der Sturm hat ihr Pate gestanden, und die gesunde Umgebung erhält sie noch heute jugendfrisch und jugendkräftig. Sicher haben die bis dahin von jeder Gefahr verschont gebliebenen Wälder ihr Bestes zum ersten Gedeihen unserer heimischen Industrie beigetragen.

Seit jenen Tagen aber hat der Grubenbau so manchen oberschlesischen Wald in die Tiefe gezogen. So verschwanden allmählich die Waldungen bei Ober-Lagiewnik, Chropaczow, Heiduck, Chorow, Siemianowitz und Domb. Die Feinde alles Wachstums, Rauch und Staub, halfen mit, die einst so kostbaren Nadelwälder vernichteten, welche sich zu beiden Seiten der heutigen Kronprinzenstraße von Gleiwitz bis Königshütte hinzogen. Auf diese Weise

mußten auch der vormals so prächtige Eichenwald zwischen Schomberg und Godullahütte, das einst so herrliche Gojwäldchen bei Beuthen und der ehemals so berühmte Schwarzwald bei Antonienhütte zu Grunde gehen. Selbst die in einiger Entfernung von Grube und Hütte befindlichen Wälder, wie der St. Dombrowaer Forst und ein dem Grafen v. Tiele-Winkler gehöriger Wald bei Kattowitz, sind der sicheren Vernichtung preisgegeben. Je mehr nun die Industrie nach Süden dringt, desto mehr werden den oberschlesischen Wäldern in den Kreisen Pleß und Rybnik neue unheilbare Wunden geschlagen, und von den lieblichen Waldungen bei Makoschau, Halemba, Radoschau, Panewnik und Emanuelssegen dürften in wenigen Jahrzehnten wohl kaum noch nennenswerte Reste wahrzunehmen sein. Aus all dem ersehen wir, wie die jungfräuliche Industrie sich als undankbare Tochter zeigt und die mütterliche Waldesherrlichkeit — allerdings für hohe Lösegelder — preisgibt.

Eine nicht geringere Gefahr für die Vegetation in Oberschlesien liegt ferner in dem wachsenden Wassermangel. Früher waren hier zu Lande die Quellen, Bäche, Teiche und Seen ebenso zahlreich vorhanden wie in anderen Gegenden mit ähnlichen Bodenverhältnissen. Die ausgedehnten Wiesen um Beuthen, Kattowitz und Gleiwitz wurden sogar häufig überschwemmt und unter Wasser gesetzt. Auch andere Orte unserer engeren Heimat haben wohl öfter mit Wassergefahren zu kämpfen gehabt, worauf unter anderen auch die aus früherer Zeit stammenden Statuen des hl. Johannes von Nepomuk, des Schutzpatrons gegen Überschwemmungen, an den Hauptstraßen oder öffentlichen Plätzen hindeuten. In jenen Zeiten herrschte natürlich allorts die herrlichste Vegetation, erst in unserer Zeit trat der empfindliche Wassermangel in Erscheinung, was nicht nur manche Beschränkung und wesentliche Verteuerung der Produktion, sondern auch eine erhebliche Verminderung der oberschlesischen Vegetation mit zur Folge hatte.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob der Grubenbau die alleinige Schuld an dem Versiegen der Quellen und Bäche trägt. Viele meinen, daß infolge der Vernichtung ganzer Waldkomplexe die Verteilung der Niederschläge ungünstig beeinflusst wird, daß ferner die niederen Pflanzen, welche der Erde den Regen und den Tau zuführen und jeder höheren Vegetation erst die Wege bahnen, vornehmlich durch die Zinkhüttengase ertötet werden. Es ist ja auffällig, wie sehr gerade diese Gase unserer heimatischen Natur zusetzen, insbesondere die frische Frühlings-Vegetation schädigen. Es geschieht dies oft in einem dem Rauchzuge entsprechenden scharfbegrenzten Striche. In manchen Zinkhüttenorten fallen schon im Juni die Blätter von den Bäumen und einige andere haben außer ein paar krüppelhaften Gebilden, die nur der größte Optimist als Bäume bezeichnen kann, überhaupt keinen Baumwuchs. Die Zinkindustrie indes allein für

den schnellen Niedergang der oberschlesischen Vegetation in seiner Gesamtheit verantwortlich machen zu wollen, wäre ungerecht, wenn auch andererseits nicht in Abrede gestellt werden kann, daß Gebiete mit sehr entwickelter Eisen- und Kohlenindustrie doch den üppigsten Pflanzenwuchs aufweisen. Das unglückliche Zusammentreffen der verschiedensten Umstände erhöht eben die an und für sich nicht all' zu schweren Gefahren der Vegetation im Industriebezirk bedeutend.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß täglich unzählige Waldbäume durch die Hand des Berg- oder Hüttenmannes der Industrie zum Opfer fallen. Der Holzplatz in der Hütte, der Holzhängeschacht bei der Grube und — — — der Eisenbahnfahrtdamm sind die Altäre für die unersättliche Göttin, die ganze Wälder verschlingt. Es wäre sentimental, darob zu jammern. Denn diese Art der Verwendung unser oberschlesischen Wälder entspricht einem durchaus berechtigten, höchst wichtigen Zwecke. Der Einsichtige kann daher in dieser Art der Verwendung unserer Wälder eine direkte Gefahr für den einheimischen Pflanzenwuchs nicht erblicken.

Es klingt übrigens märchenhaft, wie schnell es mit unseren Wäldern abwärts gegangen ist. Die volkreichsten Industrieorte, Schwientochlowitz, Lipine und Zabrze, sind noch im Jahre 1843 lediglich als „Forst-Etablissements“ verzeichnet. Könnten die biedereren Vorfahren das zu ihrer Zeit an Naturschönheiten nicht arme Land in seiner heutigen Gestalt mit seinen trostlosen Schlackenhalde, öden Bruchfeldern und wüsten Ländereien sehen, wie würden sie sich sehnen nach den dunklen Wäldern mit ihren rauschenden Bäumen, ihrem herzerquickenden Schatten, ihren murmelnden Quellen, den stillen Teichen und einsamen Waldwiesen, sehnen nach dem lieblichen Gesange der Waldvögel — — — den wogenden Getreidefeldern. Denn es kann nicht verschwiegen werden, daß dem Feldbau, der Garten- und Wiesenkultur im diesseitigen Bezirk die gleichen ernststen Gefahren drohen wie die eben geschilderten.

Der besonderen Hervorhebung bedarf es indes nicht, daß der Niedergang des Pflanzenwuchses von der gesamten oberschlesischen Bevölkerung schmerzlich empfunden wird und daß man allseitig mit regem Interesse nach Mitteln sinnt, den totbringenden Gefahren der oberschlesischen Vegetation wirksam zu begegnen. Ingenieur und Chemiker wetteifern in der Vervollkommnung des Hüttenbetriebes, insbesondere der Vorrichtungen, welche der Unwirksammachung des Rauches und der giftigen Gase dienen. Man legt die Hütten nach ganz neuen, kostspieligen Systemen an, führt in besonderen Luftschächten und eigenartig konstruierten Essen den Rauch in bedeutendere Höhe als früher, man fängt die Zink- und Gichtgase auf, benützt sie im Hüttenbetriebe oder reinigt sie in eigens dazu hergestellten

Anlagen, man bevorzugt die Elektrizität als Kräfteerzeugungsmittel gegenüber dem Dampf u. s. w. Wahrlich, hätte man vor einigen Jahrzehnten mit gleichem Eifer an der Vervollkommnung der Produktionsstätten gearbeitet, die Vegetation des Industriebezirks wäre vielleicht nicht in dem geschilderten Maße herabgekommen.

Schwer ist dem anderen nicht minder gefährlichen Feinde unserer einheimischen Vegetation, der permanenten Staubplage, beizukommen. Ihr kann nur — nach der Meinung erfahrener Fachleute — erfolgreich entgegengewirkt werden durch widerstandsfähige Steinpflasterung aller verkehrsreichen Wege im Centrum des Bezirks und durch eine verständnisvollere Pflege unserer oberschlesischen Chaussees. Der Kampf gegen Rauch und Staub wird wohl auf Jahre hinaus bei uns noch das erste und wichtigste (indirekte) Mittel zur Hebung der Vegetation des oberschlesischen Industriebezirks bleiben. Ihm ist deshalb von allen berufenen Faktoren auch für die fernere Zeit die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Zenzer-Mali.

Von

Erna Viereck, Groß-Allersdorf.

Als ich ins Dorf heiratete, war sie schon die alte, verhuzelte, „gottlose“ Person, als die sie ein paar Jahre später auch starb. Sie lebte einsam auf ihrem Witwensitz, einem Ausgedinghäusel am Ende des Ortes, fast schon drinnen im Walde. Der Garten sah wüst und verwildert aus, Unkraut wucherte drinnen, die paar Obstbäume wiesen abgebrochene, dürre Äste, die einzige Bank war in sich zusammengebrochen. Man sah, daß keine Hand dran rührte, kein Fuß den Garten betrat. Auch der Verputz des Hauses war ungeweißt und bröckelte ab, das Dach wies Schäden und Lücken auf, der Schornstein hatte bei einem winterlichen Sturme einige Steine eingebüßt. — Für die Instandhaltung des Hauses zu sorgen, wäre nun Sache des Besitzers gewesen, dem das Ausgeding angehörte. Der Bauer hatte auch den guten Willen bezeugt, war aber achselzuckend von seinem Gang zur Zenzer-Mali heimgekehrt. Mein Gott, hatte die sich gehabt, als er ihr von den notwendig gewordenen Besserungen sprach. Krampfhaft hatte sie die Thürklinke umklammert und dem Bauer den Weg vertreten, als gelte es, einen Gewaltangriff des Mannes abzuschlagen. Von einem Hineinbitten, wie sich's doch geschickt hätte, war keine Rede; im naßkalten Märzwetter standen sie zwischen Thür und Angel, bis es dem Mann „zu dumm“ wurde, er den Rücken drehte und Ausbesserung — Ausbesserung sein ließ. Für seinen guten Willen und das schöne Geld so einen Dank — das ging ihm denn doch über den Strich.

Im Gegensatz zu der Verwilderung draußen, glänzten und gleißten die kleinen Fensterchen wie das hellste Spiegelglas; auch die Alte — bei den einzigen Ausgängen, die sie ins Dorf unternahm, jede Woche einmal beim Greißler ihren Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken — war selbst von peinlicher Reinlichkeit. Die Kleider waren alt und verflücht, aber tadellos gewaschen und geplättet, das eisgraue Haar lag in spiegelglatten Scheiteln

um das braune, von unzähligen Runzeln und Furchen zerriffene Gesicht, aus dem die Augen — merkwürdig fluge, scharfblickende Augen — ablehnend und feindlich blitzten. Sie war unglaublich knapp und genau in ihren Einkäufen. Der Hampl-Bauer, der ihr die schönen Ausgeding-Thaler zahlen mußte, ihr Einkommen also richtig zu schätzen wußte, behauptete, sie könne nicht ein Viertel des Geldes verleben und müsse ein nettes Sämmchen auf der Kreissparkasse liegen haben. Das konnte stimmen, denn ab und zu sah man sie den Weg zum Landratsamt humpeln, in dem auch das Geld untergebracht war. Und dann sah sie doppelt menschenfeindlich und hart drein. Zu allen andern liebenswürdigen Eigenschaften besaß die Alte also auch noch Geiz — einen ganz grundlosen, unsinnigen Geiz, in Anbetracht, daß sie für keine Menschenseele zu sorgen hatte und ihr einziger Sohn — vor Jahren schon — unvermählt gestorben war. Seit seinem Tode datierte auch die Menschenfeindlichkeit der Zenger-Mali. Ihre Menschenfeindlichkeit und — was man ihr noch ärger anrechnete, ihre Gottlosigkeit. — Seit seinem Begräbnisse, das sie noch mit allem ortsüblichen Pomp ausstatten ließ, wie's dem Sohn eines ehemaligen Großbauern zukam — hatte keine Menschenseele sie mehr in der Kirche gesehen, und als der Pfarrer es für seine Pflicht hielt, die Säumige einmal selbst aufzusuchen und ihr ins Gewissen zu reden, war er so wenig in das Zimmer gebeten worden, wie irgend wer anders, der den Versuch gewagt hatte. „Ihr könne die Kirche auch nicht helfen, sie wüßte schon, was sie thäte, und möchte Hochwürden gebeten haben, sich nicht weiter um sie zu bemühen.“ Das war das Ganze, was sie auf all' seine schönen Worte zur Antwort hatte, und als er dennoch fortfuhr, in sie hinein zu reden, biß sie die Lippen fest auf einander und schaute so starr und gleichgiltig vor sich hin, daß er merkte, hier sei Hopfen und Malz verloren, und erregt fortging. Von da an war die Zenger-Mali verfehmt. Wäre's einige Jahrhunderte früher gewesen, sie wäre sicher wohl in den Ruf einer Here gekommen und peinlich verhört worden. Das hatte sie jetzt nimmer zu fürchten, aber daß allerlei Mären und böse Reden über sie umgingen, war kein Wunder, und wenn hin und wieder die Dorf-rangen unflätige Worte hinter ihr dreinriefen, fand sich Keiner, der es ihnen verwehrt hätte! Die Zenger-Mali that freilich keinem Menschen etwas Böses, aber auch niemand etwas Liebes, und man verzeiht das gethane Böse fast leichter, als das unterlassene Gute.

Mich interessierte die Alte. Wäre ich Malerin, ich hätte den harten, gleichsam in Verschllossenheit und Abwehr versteinerten Charakterkopf festbannen mögen. Gern wollte ich mehr über sie erfahren und frug den und jenen, aber die Leute wußten nicht viel genaues. Sie hatte vom Osterreichischen herüber geheiratet, selbst nicht mehr jung den noch betagteren Zenger-Bauer,

Ein Kind war der Ehe entsprossen, ein Sohn. Mit dem wollte der Vater hoch hinaus. Er ließ ihn studieren und wollte ihn Doktor werden lassen. Aber eh's so weit kam, starb der Bauer. Die Witwe verkaufte das Anwesen und machte sich ein gutes Ausgeding aus; das Geld vom Erlös des Gutes aber sollte ungeschmälert dem Felix bleiben. Den verwirrte der Reichtum, den er nicht so groß erhofft hatte. Er, der unter der strengen väterlichen Zucht gut gethan hatte, wuchs der Mutter über den Kopf. Er vernachlässigte seine Studien, machte Schulden und kam ins Trinken und Spielen hinein. Solange der Vormund ein Wort drein zu reden hatte, ging's ja noch an, als er aber seine Großjährigkeit erreicht hatte und freie Verfügung über sein Vermögen erlangte, dauerte es keine vier Jahre, und er war mit den schönen Tausendern bei Puz und Stiel fertig. Nun stand er mittellos da, Prüfungen hatte er keine gemacht, dazu war seine Gesundheit von dem leichtsinnigen Leben geschwächt. Er mußte froh sein, bei der Mutter einen Unterschlupf zu finden und durch ihre Vermittelung einen Schreiberposten im Gräflichen Rentamt zu erlangen. Das ging ein paar Jahr — dann setzte es eine dumme Geschichte, er blieb aus oder wurde entlassen, darin gingen die Versionen auseinander. Es hatte damals viel von sich reden gemacht. Ein Diebstahl wurde im Rentamt begangen, und der Jenzer-Eir sollte es gewesen sein. Aber der konnte sein Alibi nachweisen, die Mutter beschwor, daß er in der fraglichen Nacht zu Hause war. Dagegen häuften sich die Verdachtsmomente gegen den Kanzleidner Slesak. Er wurde in Untersuchungshaft genommen; zwar leugnete er jede Schuld, aber seine Angaben waren unklar, Zeugen bestätigten, daß er um 10 den Dorfkrug verlassen hatte, der Wächter wollte ihn in der Nähe des Rentamts gesehen haben. Seine Sache stand schlecht. Er wartete den Ausgang nicht ab; in der Nacht vor der Urteilsverkündung erhängte er sich in seiner Zelle, ein Weib und vier unverforgte Kinder zurücklassend. An seiner Schuld zweifelte keine Seele, obwohl man das Geld nicht fand und seine jammernde Frau sich hoch und teuer verschwor, daß kein anderer, als der Jenzer-Eir der Dieb gewesen. Aber das waren müßige Reden, und sie mußte noch froh sein, daß Eir nicht flagbar gegen sie wurde. — Der blieb noch ein Weilchen der Mutter müßig auf der Tasche liegen, dann fand er eine Stellung bei einer neu gegründeten Genossenschaft im Sächsischen. Es sollte von keiner langen Dauer sein. Seine Gesundheit war wohl vorher schon zu untergraben, die Aufregungen der Gerichtsverhandlung mochten ihr den Rest gegeben haben. Schwer herzkrank kam er nach einem halben Jahre heim, ein rettungslos Dahinsiehender. Noch schleppte er sich ein paar Monate, dann fand ihn die Mutter eines Morgens tot im Bett. Ohne Arzt, ohne Pfarrer, ohne Abschied von ihr, hatte er die Reise in die

Ewigkeit antreten müssen. Die alte Frau war trostlos. Sie hatte mit einer unsinnigen Liebe an dem Sohn gehangen und immer eine Entschuldigung für seinen Leichtsinm, ein Verzeihen für seine Fehler gehabt. Sie sparte nicht, nun es galt, dem toten Liebling die letzte Ehre zu erweisen. Feierlich und schön wurde er zu Grabe getragen, und alle Welt erwies der einsamen, verlassenen Frau aufrichtige Teilnahme, die ihr sichtlich wohl zu thun schien und die sie dankbar hinnahm. Dann — mit einem Schlage — keine drei Tage nachdem der Felix in die Erde gebettet worden war, wurde sie die, die sie bis zum heutigen Tage geblieben. Niemand ließ sie mehr vor, kein fremdes Haus betrat sie mehr, niemand stand sie Rede und Antwort, und selbst die Kirche mied sie, die einst so frommgläubige Katholikin. — Anfangs meinte man, sie sei verrückt geworden, der Schmerz um den Sohn sei ihr „zu Kopf gestiegen“. Aber ihr klares, energisches Vorgehen sah so gar nicht nach geistiger Umnachtung aus, daß man bald davon abkam und sie als das nahm, was sie wohl auch wirklich war: ein weiblicher Sonderling.

Soweit die Erzählung der Leute . . .

Mein Interesse für die sonderliche Alte war durch diese Erzählung nur gewachsen. Ich hätte etwas drum gegeben, mit ihr reden zu können. Aber wie an sie herankommen, ich, die ihr fremder war als alle übrigen? — Ein Zufall kam mir zu Hilfe; die Ungeschicklichkeit meines Söhnchens vermittelte die Bekanntschaft.

Ich war mit dem kleinen vierjährigen Gesellen in den Wald gegangen, Erdbeeren zu suchen. Zur Kürzung des Weges mußte ich Märchen erzählen. Ich war all' mein Lebtag eine schlechte Märchenerzählerin; über die urewigen vom Dornröschen, Schneewittchen und Rotkäppchen kam ich nimmer hinaus. Diese aber wußte ich mit immer neuen Bildern und Gestalten zu schmücken. An dem Tage mochte meine Phantasie wohl mit mir durchgegangen sein; ich hatte dem Rotkäppchen-Wald Lokal-Kolorit gegeben, den Wolf mit den denkbar schrecklichsten Eigenschaften ausgestattet, und eine böse Waldfrau, als Gefährtin des Wolfs, ließ ich auch eine Rolle spielen. Was Wunder, daß mein blonder Junge das Gruseln bekam und sich in dem düstern Wald gar nicht sehr behaglich fühlte. Doch die Beeren, die schönen, süßen Beeren lockten und winkten, da eine und dort eine. Das half ihm die Angst überwinden; er ließ Mamas Rockzipfel los, von einer zur andern laufend, und blieb bald ein ganzes Endchen hinter mir zurück. Da — mit einemmal — ein klägliches, erschrockener Schrei, und wie ich mich wende, seh' ich meinen heldenmütigen Jungen der Länge nach am Boden liegen, anscheinend über eine Wurzel gestolpert. Über ihn gebeugt aber, bemüht ihm zu helfen, steht ein altes Weib, einen schweren Reisigbündel am Rücken

— die Jenzer-Mali. Ich hebe den kleinen Schreihals auf und überzeuge mich, daß er heil und ganz ist. Dicht an meine Schulter geschmiegt, kommt ein Gefühl der Sicherheit über ihn, und bald läßt sein Schluchzen nach; ich kann mich erheben und der Alten meinen Dank sagen. Sie nickt bloß, ohne ein Wort zu sprechen, aber mir will's scheinen, als sähe ihr Gesicht weniger starr drein als sonst. „Gieb der Frau ein „Grüß-Gott-Händchen“, Ricki“, redete ich dem Kleinen zu. Es dauert aber lang, ehe er sich dazu entschließt, und ich wundere mich eigentlich, daß die Frau, die sonst so kurz angebunden ist, geduldig auf das zögernde Händchen wartet. Als er's endlich hinreicht, faßt sie's sanft und zart zwischen ihre derben, harten Finger und hält's so lange, bis der Bube es unartig wegrißt — so ganz traut er der unheimlichen Waldfrau noch immer nicht. Die aber schaut und schaut — ein wehmütiger Zug tritt um ihren Mund hervor, kein Lächeln, das hat er wohl lange, lange schon, verlernt — aber ein weicher, guter Zug von unendlicher Traurigkeit. „Su blond on lieb wor mei Eirla a . . .“ murmelt sie leise vor sich hin. Mir ist mein neugieriges Interesse ganz vergangen. Ich fühle nur heißes, unendliches Mitleid als Mutter für die andere Mutter, die ihr Liebstes hat verlieren müssen. „Ihr hattet Euern Sohn wohl sehr gern?“ frage ich schüchtern, nur um überhaupt etwas zu sagen und um die Arme aus ihrem gramvollen Hinbrüten zu reißen. Sie schrückt leicht zusammen. Dann streicht sie sich mit der Hand über das Gesicht; es ist, als habe sie alles Weiche, Wunde fortgewischt. Kalt und hart und steinern sieht es jetzt aus, nur böß — nein, böß ist es gewiß auch jetzt nicht. „Ob ich'n gärrn hotte, mei Eirla? Mehr oals mei Seligkeit, ich decht, ich ho's gezaigt . . .!“ Sie stößt es so rauh, fast höhnisch heraus, daß ich sie ganz erschrocken ansehe. Sie merkt's wohl, daß mir ihr Wesen unbegreiflich erscheinen muß; mit einer abbrechenden Handbewegung schiebt sie sich an weiter zu gehen. „Sein Sie gern, Fraa, so lang sie den Bub klein hoben; dann — dann kümmt's andersch“, sagt sie, und eh' ich ein weiteres Wort fragen oder erwidern kann, ist sie zwischen dem Gehölz verschwunden.

So lernte ich die Jenzer-Mali kennen, und ich darf mir schmeicheln, daß wir beide, mein kleiner Held und ich, eine entschiedene Eroberung an der verbitterten Alten gemacht haben müssen. Wenn ich ihr von da an im Dorf begegnete, nickte sie mir — als einzigen — einen kurzen Gruß zu; traf ich aber mit meinem Söhnchen draußen im Wald einmal mit ihr zusammen, blieb sie stehen, schaute Ricki mit demselben weichen, traurigen Ausdruck wie das erste Mal an und wechselte ein paar freundliche, belanglose Worte mit mir. Ihren Sohn erwähnte sie niemals mehr, und ich hütete mich wohl, an die — wie ich jetzt wußte — noch immer heiß blutende

Wunde zu rühren. Auf dieser Stufe des Verkehrs blieb es auch, und ich hatte längst aufgehört, ein interessantes Geheimnis bei ihr zu vermuten und hielt sie nur für tief unglücklich und beklagenswert. Da wurde mir die Enthüllung, und zwar durch die Alte selbst.

Ich hatte die Zenzler-Mali längere Zeit schon nicht gesehen; das Wetter war unfroh, und ich hatte mich tüchtig erkältet. Da erzählte mir meine Köchin, man habe beim Greißler davon gesprochen, daß die Mali krank sein müsse, sie wäre diese Woche — das erste Mal in all' den Jahren — ausgeblieben, und auch im Wald, beim Reifigsammeln, habe sie niemand gesehen. „Die Alte könnt' verderben und sterben, ohne daß wer davon weiß“, setzte das Mädchen mitleidig hinzu. Ich überlegte. Als unleugbar Bevorzugte in der Zenzlerin ihrer Gunst, fühlte ich die unbestrittene Verpflichtung, mich um die, vielleicht Erkrankte, zu kümmern. Dazu regte sich, zugleich mit der aufrichtigen Teilnahme, auch meine Neugier wieder, und kurz entschlossen machte ich mich auf den Weg und klopfte bald an die kleine Thür des einsamen Häuschens. Die Mali mußte mich vom Fenster aus schon haben kommen sehen; sie öffnete gleich. Ich zögerte einen Augenblick, ungewiß und abwartend, ob ich eintreten durfte oder — wie all' die andern — zwischen Thür und Angel stehen zu bleiben hätte. Aber die Frau faßte hastig, schier heftig, meinen Arm und zog mich über die Schwelle, die Thür mit aller Vorsicht wieder verriegelnd und verrammelnd. Es ging langsam; sie mußte oft anhalten und Atem schöpfen; ich erschrak, wie krank und elend die Arme aussah, wie die Schlagader an dem entblößten magern Halse arbeitete und das dünne Kattunjackel sich bei den heftigen, unregelmäßigen Schlägen des Herzens hob und senkte. Die Herzkrankheit des Sohnes fiel mir ein, und ich erkannte, daß es wohl ein verfrühtes Erbteil der Mutter gewesen sein mochte, die nun auch nahe daran war, dem tödtlichen Leiden zu erliegen. Erst als ich sie glücklich auf der Ofenbank sitzen hatte — den Platz im Lehnstuhl zwang sie mir trotz allen Sträubens auf — gewann ich Muße, die geheimnisvolle Umgebung zu mustern. Sie sah aber gar nicht anders aus, als all' die andern ortsüblichen Bauernstuben auch. Nur daß der „Herrgottswinkel“ fehlte, fiel mir auf, wunderte mich aber, bei der bekannten Kirchenfeindlichkeit der Frau, gar nicht weiter. Dafür überraschte mich die Sauberkeit und Nettigkeit, die überall herrschte und im krassen Widerspruch zu der Verwahrlosung draußen stand. Die Alte merkte, daß ich mich wunderte. „Hat ju? Do schat's oander'sch aus, oals wie du drä, aober och nur nisch drä zu thun hon, ni für dain Laiten zu Kur lafen.“ „Haben Ihnen denn die Leute so Böses angethan, daß Sie sie so meiden?“ frug ich. Die Alte sah mich scharf an. Es war eigentümlich, wie klar und flug diese Augen blitzten.

welch' großer, starker Wille aus ihnen sprach. Und der war's auch wohl, der dem gebrechlichen, hinfälligen Körper die Kraft verlieh, sich aufrecht zu halten. „Sie mir — na“, murmelte sie, „nie mehr on nie winger aols wie sa sich aolle mit anonders aonthun mit dan biesen Jonga on dan biesen Goschen (Mund). Aober ich ho ihne wos gethon, on dos is bieser, velle bieser!“ Sie zögerte, mochte wohl eine Frage erwarten, aber da ich schwieg, fuhr sie fort: „Sie sain sehr jong, fraa, ich wafß nie, ob's racht is, dos ich Ihr Gemitte mit asu wos Traurichem, Schwarem, Sendigen belosten thu thun. Aober“, und nun war's, als ob verhaltenes Schluchzen die arme, franke Stimme durchbebt, „Sie sain ju ä Mutter, on de jingste Mutter kaon mich besser verstiehn, ich sprach leichter mitter (mit ihr) aols wie mitt am aolden Pater. Ich mäh ju a nie baichten, ich berai nischt, ich hoa em nischt zu sähn (sagen). Ich thät's just wiader a su, aols wie ich's gethon ho, so vill's mich a dreckt (drückt), dos was ich. Heren se och, fraa, ich muß 's jemandem sähn, on's jemandem gahn (geben), bevor ich starb, on lang dermoch ich's nimmer.“ Sie huschelte ganz in sich zusammen und schloß einen Moment die Augen, dann sagte sie unvermittelt: „Ich ho a Menschenlaben of 'm Gewessen“. Unwillkürlich schreckte ich zurück und sah nach ihren Händen. Daß diese magern, welken Finger dort so schreckliches vollbracht haben sollten, machte mich schauern. Die Alte schüttelte schmerzlich den Kopf. „Sie brauchen sich ni zu ferchten — imgebroacht ho ich kan', aoch 's Maul hot's gethon on die zwai do, die zwai.“ Sie hob die Schwurfinger der rechten Hand in die Höhe. „Hoan se nischt gehoirt vo Eirlan sain Prozesch?“ Ich nickte. „Do ho ich falsch geschworen, on dos dar Slesak sich aufgehängt hot, dos is mei Schold.“ Sie sprach es schnell, überhastend, der Atem ging stoßweise und pfeifend, das Fieber und die Erregung durchschüttelten sie, daß mir angst und bange wurde. „Sie regen sich so furchtbar auf, soll ich nicht lieber ein anderes mal kommen, bis Ihnen besser ist?“ frug ich mitleidig, aber doch mit einer gewissen Scheu vor der Verbrecherin, die die Jenzer-Mali nun doch einmal war. „Besser? Mir wird nimmer besser, Gott Lob! Amol muß aoll's a End hoan, a mei Marter“, sagte die Krankeherb. „Jetzt hoiren Se mir zu, wer wafß, ob morgen annochern (auch noch) Zeit wär'. — Von dan Diebstohl ein 'm Rentamt hon Ihnna die Lait secher derzählt; su wos vergaßen se ni a su schnell, wie a Gutthot vergaßen wird. In jer Zait, wie's aufkoam, on mei Leyla ei de Malastichen (Verdrießlichkeiten) kom, do ho ich dan Laiten ei's Gesächt gelocht. Dos mei Jong laicht wor, wußt ich, on ich ho gnug geslennt drim, aober daß mei Jong, dan ich a su in- on aswandig kannte, besser aols wie mich selber, a Dieb sein sull, na, das wull mir ni in dan Kop. Aober, als wie ich dernochern (nachher) haim kom, kom mer der Gedanke, ob se

dan Eyla ni am End auf so a Tumhait hin, wos ohaon kennten, on ich frog'n a so ungefähr bei Tiesche: „Du, Eyla, gelle ju, Du worscht haitiche Nocht derhaime?“ Der soch mich gach o, on ließ dan Knedl, dan a schon angespießt hot, wieder ei de Tunk nei follen. „Was frogst de denn sou . . . wo war ich denn gewast sain, ei der Kammer do! Mußt mich doch schnorchen gehoirt hon.“ „Na, gehoirt ho ich nischt, ich ho wull salber zu gutt geschloafa“, meinte ich. Aobersch, da fuhr hei ei de Höh. „Na, so bedenkt Euch doch, Mutter, Ihr hot jua o de Wand gekluppt, wie Ihr's immer mocht, wenn ich zu sagen (sägen, schnarchen) ofang. Na, wie mar so verschlofen sain konn, on ei der fruh nischt waitter dervone wais“, a thot ganz thercht (thöricht, hier so viel wie aufgebracht). Mir aober fiel on Stain vum Harzen. Wenn har's a su genau wußt, do wirsch schon su, on ich tumm's (dummes) Weib hott's och vergaßen. Do konnt ich ganz stad sein. On ich war'sch a, on das Gemär on Geflatsch von den Topperrn ho ich gaor nimmer gehoirt, on je hatter (länger) ich drieber speklirt ho, am so gewisser wor mersch, aols hätt' ich Eyrln werkllich schnarchen gehoirt on ich on de Wand geschlehn. Aols de Furladichen vom Gerächt kom, on der Eyral a su sähte: „No, Ihr kennt jua bezaigen, dos ich derhäm wor“, do ho ich ach genickt. Wie on Unrecht om Jong wär mersch gewast, wenn har wegen mainer Tummhait Malastichen gehoat hätt. Do ho ich's holl ausgefäht on aoch beschworen, on mei Harz blie gonz ruhig, aols ich main lieben Herrgott zum Zaigen anrief. Wie der Slesak sich dernochern aufgehenkt hot, on die Wittib a fettes Maul dem Eyrle ohgehengt hot, da wur ich schiech (böse) on ho in mei Jong hinaingerett, das nie zu dolden. Aber dar wollt nischt dervo wissen, har wor tasig on stad on sach schlecht aus. Ich docht mer, daß wär von der unverdienten Kränkung on wor froh, aols har ai'm Sächsischen a Stell kriechte. Jeffas, es hoat holl nie long gefauert, dernochern kam har ham, a su elend on krank, daß ich glei gewußt ho, do wor nischt mer zu hoffen. D' Harzkranket wor ei enstrer Fraindschaft (Verwandschaft), an Eyrle hotten se schon vo die Soldaten frei gelohn von deretwegen. Was ich zu jer Zeit durchgemocht on gelitten ho, der Herrgott d'erspors Ihna, Fraa! Sai ainzig's Kend a su hinsiehn sahn, on nie halfe könne, on noch Gott danken missen, wenn har's kurz mochte on ihm holde von sai Laiden derlöschte — ich ho dermolen gedocht, 's konn' schu nischt mer Argres gahn (geben). Aobersch ich ho mich no noch dar Zeit geseht, wo ich 'n Glauben on mei Kend noch hot on's Harz, zu mein'm Herrgott zu baten. Dernochern kam's Starben . . . Aols nachen (nach) der Leich (Begräbnis) dos Lad-Vertrinken vorbei wor — ich hot ka Fraindschaft ai 'm Dorfe on muß do schond alleine ohaißen (nötigen), ging ich in mei Häusla heim. Mir warsch a su am wuhlsten. D' Hampel-Langerin

hot mich bei sich blain haissen, aber'scht ich mocht ni. Ich lurte dernachern, mich ganz allaine of das Platzla zu knuzen (setzen), wu mei Lerla immer gefassen hot. Do ho ich a de erschte Nocht zugebrocht. 's wor mei letzte gutte, trotz'n Laid um'n Toten. Do ho ich flenne gekunnt. Am andern Tog ho ich, grad um was zethun zu hon, oagefange, ei'm Lerla seiner Lad rim zu fromern. Wie ich do oan Sticfla im's (um's) ondre ei de Hond nehni, kemmt mer a a aolde Zeitong zweschen de finger. Do dren wor was eingeschlehn. Ich wullt's schont wieder weg thun — aober — mocht's holt auf, docht ich mer, on wickelte das Papierle auseinander. Do woir aober nischt dren, als wie ein Couver, of dam stun wos Gedrucktes. Ich kunnt's aober nich lasen, weil ich d' Agengläser ni azoacht (zur Hand) hott. Wie ich noch spektiv, hott ich's a schont off. Ich wullt mein Agen ni traun, Gald worsch, ganz sauber zusammengepockt ei 3 Häfflen (Häufchen) Ich docht mer: Wohar das Lerla wull a su viel Gald hotte . . . das arme Luder muß ju gor derschrecklich gespoirt on vum Maul weg au' gedarbt hon, on ich mußte flenne, wie ich mer docht, a wie har etze gor nischt nimmer dervon hot. Ich ho's so of hundert Tholer kalkulirt, on ich fong on zu zählen. Aberscht wie ich of hundert kom, wor des erschte Päckle noch long ni gor, on wie ich fertig wor, hot ich bis fünfhundert gezahlt, on zwei Packetlen hot ich noch Ganzer ei'm Schoß liegn. „Dos hot der Lerla ni derspoirt on — Jez', Maria on Josef! fufzehnhundert Tholer hot der Diebstahl ein 'm Rentomt ausgemacht. Wie ich de Stiegen ra kaom on de Agengläser derwuschte, waiff ich haitigen Tags noch ni. Ich soß wie versteinert on thot immer och vor mich hinbritten, on ei den Ohrwaschlen hot's gesaußt on ich herd a Stimm inderzu reden: Dei Lerla hot's gethon, on Du host falsch geschwoiren, on Du bis Schold, daß dar Slesak sich aufgehenkt hot. So ho ich gefassen, bis 's finster wurd on dem Hampel Sängern Seinige (seine Frau) gerufen hot, ich soll aufmochen, se kam zu mer. Do ho ich of aimal gewoßt, dos ich all's wirklich d'erlabt ho, on dos ich etze all's verloiren ho, mein Herrgott on mei Seligkeit, dos gutte Odenke on mei Kend on 'ne Glaben on sei Ehrlichkeit. Ich ho de Hampelin ham gehn haissen on alle andern a, mir woir'sch, als müßt' a jedes woindrn (fragen), wos fiergongen is, wenn har ei de Stub' kommen thät . . .

Ich hätt' wull zum Gerecht gehn sull'n on de Anzeig' mochen; 's wär mer ä große Wohlthat gewast. Aober, dos Harz hott' ich nicht, mein'm Kend de Schand ei's Grab nei an zu thun. Wie ich ober (über) de erschte Zeit kumme bin, ich kennt's ni sähn'. Am Toge is noch gonger, aoberscht ei der Nocht! Do ho ich bold den Slesak auf mich zukommen gesahn mit accrat a setter Fratz, wie ich se mol bei ein'm Gehenkten gesahn hott'.

On dernochern wieder ho ich den Eirila gesahn, wie er as a Kend wor; a so just, on blond on scheen. On de Lait hon gerufen on gepeft (geschrieen): „Dos is a Dieb, dos is a Dieb“, on ich wull hai hinter mei Schürz verstecken, aober ich hot keine on ich kont hem nicht halfen, asu ville ich mich aoch miehete. On ei oll der Angst on den beesen Nächten, nie zu seinem Herrgott baten kenne, für die arme Seel vom Kend on vir die eigene Schuld . . . Monchmol wor mersch, aols müßt i a Streckla nahma on an End mochen, aober da dochte ich, daß dar Slesak a Wittib hinterlassen hot, die nischte zum beißen on zum brechen hotte. Do muß' ich sahn, gutt zu mochen, wos noch gutt zu mochen wor. Die 1500 Tholer gehoirtem dem Rentomt, on ich hot nisch, aols wie mein Ausgeding. Drem muß' ich laben on was derpouren for de Slesakischen, das ich amol dene wos hinterlassen konnt, wenn mei Zeit em wor. — On eße, decht ich, wärs a su weit“, schloß die Alte und lehnte den Kopf erschöpft und todesmatt an die Kacheln des Ofens. Ich war tief erschüttert. Welch' unsagbare Qualen hatte die arme Frau erduldet, all' die langen, langen Jahre, allein mit ihrem Jammer, ohne Vertrauen auf Gott und seine verzeihende Güte. Ich hätte ihr so lebensgern etwas recht, recht Tröstliches gesagt, aber mir fehlten die Worte. Für ein Schicksal, wie das ihre, schienen mir alle arm und nichtig. So nahm ich nur ihre Hände zwischen die meinen und streichelte sie leise. Die Alte sah mich wehmütig dankbar an. „Ich wußt jo, a Mutter werd mich verstehn, a Mutter gonz gewiß!“ flüsterte sie. Dann war sie lange still, meine Hand aber hielt sie fest in der ihren. Plötzlich schreckte sie auf. „Dort ei dar Almer leih dar Schlüßl zur Trugl, ei leih allens, das Derpouerte on dos — dos andre aoch! On auch on Jedel, vor wam 's gehören thut. Gellen se Fraa, se sahn dernachern, dos de Slesakischen all's richtig kriegen, on — on — do —“, sie preßte mir ein abgegriffenes Geldtäschchen zwischen die Finger, „doderfür losen se a Maß lasen fürn Eirila. Von ihna wird onser Herrgott 's ja doch nie verochten . . .“ Ihre Augen brannten in verzehrender Angst, der Atem ging schwer und röchelnd, und das Fieber gewann volle Gewalt, die Sinne der Kranken verwirrend. Noch drei Tage rang sie im schweren Kampf. Meine treue Luise — ein Hausfaktotum, wie man's heutzutage mit der Laterne suchen kann — teilte sich mit mir in die Pflege. Die Zenger-Mali kam nicht mehr zum klaren Bewußtsein. Aber in all' ihren Irrreden flehte sie immer und immer wieder um Gnade bei Gott und den Menschen für ihren Eirl, ihren armen geliebten Eirl. Sie selbst wollte flaglos die zeitliche und ewige Verdammnis tragen, nur er — ihr Sohn — ihr Kind . . .

Nun ruht sie manches Jahr schon draußen am Friedhof, im selben Grab mit ihrem Sohn, den sie so über alles geliebt hat. Das Kreuz, das

sie ihm errichten ließ, ist auch das ihre, genau so, wie's auch im Leben war. Sie trug es still und stumm in unbedingter, flagloser Selbstaufopferung, einer Märtyrerin gleich — eine Märtyrerin der Mutterliebe. —

Schwache Seelen.

Von

Hedwig Wigger, Breslau.

„Therese . . . Therese . . . Therese! haha! jetze sein mer reich . . . do sieh och amol har . . .“

Die Angeredete wandte den Kopf nur ein wenig zur Seite. Sie durfte ihr Kleinstes, das sie in dem großen, schweren Holzschaff badete, nicht außer Acht lassen. Der Herr Doktor hatte ihr befohlen, das Kind alle Tage zu baden.

„Wos hoste dennt, Josef?“ fragte sie. Das klang so gleichgiltig, als hätten die Worte ihres Mannes gar keinen Eindruck auf sie gemacht.

„Do sieh doch har!“ wiederholte Josef eindringlich. „A hots zurücker gegohn! heute hot as gegahn . . . Du weest schunt, der Zwibebski Janek . . .“

Jetzt wurde die junge Frau aufmerksam. „Zurücker gegahn hot as? Dos hätt ich ni geducht.“

„Dos hon ber am Herrn forrn zu verdanken, hon bers zu verdanken!“ fuhr Josef eifrig fort. „Dar hot 'm eis Gewissen geredt; a hot gesot zu ihm, hot a: Janek, was Du und Du host geborgt vu Deinem Bruder, dos mußte wiedergahn, verstiechste, suste kimmste ei de Hölle . . . Und weest, Therese, wos der Janek am Herrn forrn für 'ne Antwort gegahn hot?“

„Nä!“

„Herr forr, hot a gesot, ich ho kenn Bruder nicht . . . Und weest, wos do der Herr forr gesot hot?“

„Nä!“

„A hot gesot: Wenn de und host kenn Bruder nich, so hoste an Tukber, dam de drehundert Mark schuldig bist. A hot Dir dos Geld geborgt, und die Zeit is ün, und a wils wiederhon, wail a doß a braucht. Sei kee Lump nich, Janek . . . Aber Therese do hiere doch uf mit dam Gepantsche do! Du verstiechst ju kee Wurt nich.“

Therese pantschte gelassen weiter. Sie erklärte, das Kind müsse eine Viertelstunde lang im Schaffe bleiben; so habe der Herr Doktor gesagt. Wenn sie es jetzt schon herausnähme, wär's ja schade um das schöne Salz.

Josef war verstimmt, weil seine Freudenbotschaft so wenig Eindruck auf Therese machte. Er sagte, es sei Zeit für ihn, in die Arbeit zu gehen. „Ich lä dos Geld derweile do ei de Schublade nei.“

„Do liegts gutt!“ stimmte ihm Therese bei.

Er zog die Kassenscheine aus der Tasche und legte sie ins Schubfach neben das Mietsbuch. Beim Anblick des kostbaren Schatzes heiterte sein leicht getrübtetes Gemüt sich wieder auf.

„Nä, aber nä, Therese, war hätte dos geducht! Unser Herr forr is doch a gor zu guder Mon! Weeßte, Therese, zwanzig Mark kriegt a fer de Kerche; ich ho's m versprochen . . . Zwanzig Mark, die kriegt a!“

„Meintswegen doch!“ sagte Therese. „Und wos machste mit'm andern?“

„Mit'm andern? Du weeßt's ju, wos ber machen. Mir brauchens doch uf Anzholung?“

„Willste dos Häusel unden ein Durfe keesen?“

Eine neue Wolke des Mißmutes ging über sein Gesicht. „Wir hotten's doch asu obgemacht!“ erwiderte er. „Ich weeß nich, warum doß de itze asu frogen thust! Uf a Sunnobend gieh ich nunder, do wer ich ju hiern, ob ber und mir kriegens . . . Na adje!“

Sie nickte ihm mit dem Kopfe einen Abschiedsgruß zu, und er ging. Sein Weg führte nach der Holzschneidfabrik.

Unterwegs ärgerte er sich, daß er sich von Therese nicht herzlicher verabschiedet und sich gar nicht um das Kind — um sein Kind — gekümmert hatte. Sie war so sonderbar gewesen, so kühl. Nicht ein bischen Freude hatte ihr das viele schöne Geld gemacht, und er war doch nur um ihretwillen so froh darüber gewesen. Sein ganzes Bestreben war doch nur von dem Wunsche geleitet, sie glücklich zu machen. Er wanderte nicht mit frohen Gefühlen, wie sonst, in die Arbeit, sein Gemüt war beklommen trotz der großen Freude, die er am Morgen erlebt hatte.

Zwei Stunden weit war die Fabrik von seiner Heimat entfernt. Er kam nur Sonnabends nach Hause und Montag früh marschierte er wieder ab. Sein Wochenlohn betrug fünfzehn Mark, und außerdem bekam er drei Mark Wächtergeld, weil er jeden Morgen um drei Uhr den Wächter ablöste. Da er auf dem Bretterboden schlief, hatte er kein Schlafgeld zu zahlen; das Kostgeld aber war so billig, daß er den größten Teil des Verdienstes nach Hause tragen konnte. Die ganze Woche hindurch freute er sich auf den Sonnabend — auf Therese und die Kinder. Dann konnte er zwei Nächte lang gut ausschlafen, und er hatte einen heiligen feiertag. Sonntag früh ging er mit den beiden Ältesten, der Maria und dem Alois, in die Predigt und ins Hochamt; Nachmittags begleitete ihn Therese in den Segen, und die Maria blieb zu Hause beim Kleinen.

Seit das Kleine auf der Welt war, hatte sich mit Therese eine Änderung vollzogen. Alles war ihr so einerlei geworden, und sie hatte fast immer einen Kopf für sich . . . Er dachte immerfort an ihr Benehmen bei der Mitteilung, daß er das Geld erhalten habe. Nicht einmal angesehen hatte sie das Geld, nicht einmal überrascht war sie gewesen . . . Er beschleunigte seine Schritte, aus Furcht, zu spät in die Arbeit zu kommen. Der Zwidebski hatte ihn zu lange aufgehalten. Zwidebski hatte sich nur schwer trennen können von dem vielen Gelde. Der Herr Pfarrer hatte gesagt, zwölf Mark Zinsen müßten gezahlt werden; aber Zwidebski hatte die Zinsen nicht gezahlt. Das schadete nichts. Es war ja schon ein Wunder, daß er die dreihundert Mark herausgegeben hatte. Josef hatte das Geld schon verloren gegeben. Er besaß ja keinen Schuldschein darüber . . . In hell aufblühender Freude über den Besitz begann er zu rennen, bis er erschöpft war. Ein frischer Morgenwind streichelte ihm wohligh das Gesicht. O, wie hübsch es doch auf der Welt ist.

Plötzlich kam dem Wanderer ein schrecklicher Gedanke. Wenn das Geld gestohlen würde? Die Schublade war nicht verschlossen, und Therese war eine schlechte Wächterin. Gewiß wußten es jetzt schon alle Leute im Dorfe, daß Zwidebski das Geld gezahlt hatte, und Spitzbuben gab's in Menge. Die Angst schnürte ihm fast die Kehle zu.

Dort stand das Häufel, das er kaufen wollte. Gemeinsam mit ein paar anderen Häusern lag es weit ab vom Dorfe in einer Thalmulde. Er ging langsam und blickte hinüber. Von außen sah es nicht hübsch aus. Die niederen Mauern waren vom Alter bedrückt und aus dem Lote gegangen, und auch die kleinen Fenster sahen bedenklich schief aus. Aber das Dach war nur noch zur Hälfte mit Schoben bedeckt; die andere Hälfte trug schönes, rotes Flachwerk. Und innen waren die Fußböden richtig gedielt; von Lehm Boden, wie in den anderen Häusern, war nichts zu sehen. Ein kleiner Garten mit großen Bäumen war auch dabei, und ein Stückel Acker . . . Kartoffeln brauchte Josef nicht mehr zu kaufen, wenn er das Häufel bekam, und Gurken und Kürbisse und Salat könnte er auch anbauen . . . Dort kam ja der Krafzeck! . . . richtig, der Krafzeck! Josef blieb stehen und ließ den Mann, der auf einem Gartenwege daher kam, an sich herankommen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit Amen!“

„Giehste heite nich ei de fabrike, Josef?“

„Ich bin ju unterwegs . . . Du, wos ich son wullde, Anton, wie denkste denn drüber?“

„Über wos?“

„Nu, Du weest ju!“

„Ach, asu! Nu, ich denke halt, wie ich immer geducht ho!“

„Na, do is ju gutt! Zweehundert, vielleicht auch noch drüber, zohl ich der glei, fersch iebriige kriegste olle Johre deine Zinsen.“

„Hufte dennt zweehundert Mark und noch drier?“ fragte Anton Krafczek verdutzt.

„Wenn ich se brauche, werd ich se schon hon“, erwiderte Josef. „Uf a Sunnabend, hierschte, do kumm ich, und do thun bersch glott machen.“

„Uf a Sunnobend schunt? Asu plutze?“

„Ich mechte halt eis Keene kummen, mecht ich“, erwiderte Josef. „Warum sell bersch denn unnötig uf de lange Banke schieben?“

„Hufte denn gewonnen?“ fragte Krafczek lauernd. „Thufte denn ieberhaupt spielen?“

Josef lachte: „Spielen thun thu ich nich; aber gewonnen ho ich!“ rief er.

Krafczek wollte mehr wissen; aber Josef entschuldigte sich, weil er keine Zeit habe. „Uf a Sunnobend kumm ich; do werschte schunt sahn; ich muß itze ei de fabrike!“

Er winkte dem Freunde einen Gruß zu und eilte weiter. Als er schon ein weites Stück gegangen war und noch einen letzten Blick nach dem Häusel werfen wollte, sah er, daß Krafczek noch unbeweglich dort stand und ihm nachblickte. „A glebts nich, a glebts nich!“ jubelte Josef vor sich hin. „Ich glebs ju salber kaum, und 's is doch asu.“

Josef war in wenigen Stunden ein anderer geworden. Die dreihundert Mark, die ihm seine Mutter hinterlassen, die er dem Zwibebski geborgt, und die er zurückerkhalten hatte, nachdem er sie längst schon verloren glaubte, hielten ihn fortwährend in Aufregung. Er fühlte sich als reicher Mann und allen seinen Arbeitsgefährten überlegen. Wer von ihnen konnte sich rühmen, dreihundert Mark Bargeld zu Hause liegen zu haben? —

Er war am Montag zu spät in die Arbeit gekommen, und der Werkführer hatte ihn zur Ordnungsstrafe aufgeschrieben. Was ihm das schadet! Im Vergleich zu ihm war ja der Werkführer ein armer Schlucker. Ein Haus kaufen — ja, das kann jeder. Aber dreihundert Mark bar anzahlen, das konnte nur er, der Josef. Er pfiß jetzt jeden Tag bei der Arbeit, und manchmal sang er auch. Nur wenn ihn die Angst überfiel, daß das Geld gestohlen werden könne, verging ihm das Pfeifen und das Singen. Die andern Arbeiter wunderten sich über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und sie hänselten ihn und suchten ihn auszufragen; er aber hütete sich, von seinem Reichtum zu erzählen. Nur kleine Andeutungen ließ er zuweilen fallen, aus denen sie entnehmen konnten, daß er ein Mann sei, der mit keinem von ihnen tauschen möge.

Zu Hause ging inzwischen alles den gewohnten Gang. Therese stand früh vor Tage auf, besorgte rasch das Hauswesen, sah nach den Kindern und lief dann ins Oberdorf in die Schmiede. Dem Schmiedemeister war vor einigen Wochen die Frau gestorben, und Therese hatte die Verpflichtung übernommen, jeden Morgen der Schmiedemagd eine Stunde lang beim Melken und beim Aufräumen behilflich zu sein. Dafür konnte sie sich ein Töpschen Milch für ihr Kleines mitnehmen. Abends ging sie wieder helfen, und sie bekam dann abermals ein Töpschen Milch. Wenn sie Mittags hinging und eine Stunde arbeitete — wozu sie nicht verpflichtet war — so konnte sie mitessen, und gewöhnlich durfte sie die Überbleibsel für die Maria und den Alois mitnehmen. Geld bekam sie nicht für diese Thätigkeit; aber sie verdiente sich dennoch wöchentlich ein hübsches Stück Geld, da sie für den Herrn Pfarrer, für den Herrn Amtsvorsteher und zuweilen auch für den Herrn Lehrer Botengänge machte. Diese drei Herren bildeten für Therese den Inbegriff alles Vornehmen. Sie war ungemein stolz darauf, ihnen Dienste leisten zu können, und gern lief sie für eine kleine Gabe meilenweit, auch wenn sie schon zum Umfallen müde war. Bei den Bauern verdiente sie sich mitunter ein Brot, oder ein Stück Butter, oder ein bißel Speck. Da sie und auch der Josef keinen Schnaps tranken, ging es ihnen gut, und sie konnten kleine Ersparnisse machen. Ansprüche an das Leben stellten sie nicht; Leben war für sie gleichbedeutend mit Arbeiten.

Therese dachte im Laufe der Woche nur selten an ihren Mann, und wenn er Sonnabends kam, bezeigte sie keine Freude. Sie war ihm nicht gram, sie hatte ihn ganz gern, doch sie empfand nicht mehr den Wunsch, zärtlich zu ihm zu sein und sich mit ihm zu freuen, wenn er von schönen Zukunftsplänen redete. Das Geld machte ihr kein Vergnügen mehr. Sie fühlte selbst, daß sie anders war, als früher. Seit der Geburt des kleinen Josef empfand sie einen dumpfen Druck im Kopfe, den sie sich nicht erklären konnte. Schmerzen verursachte ihr dieser Druck nicht, doch er erschwerte ihr das Denken und das Sprechen.

Am Sonnabend kam der Mann heim. Später als sonst. Therese kehrte schon aus der Schmiede zurück. Die Begrüßung war kühl und wortfarg.

„Sieh amol har dos Geld!“ sagte Josef bald nach seinem Eintritt.

„Wos denn fier Geld?“ fragte sie leichtthin.

„Nu, Du weest doch, dos Geld! . . . Ich wil zum Krafczek gieh, wil ich.“

Er zählte inzwischen den Betrag auf den Tisch, den er aus der Fabrik heimgebracht hatte. „Sieh ock amol har?“

Therese gehorchte und sah auf das Geld.

„Merkste nischte?“ fragte er.

„Nä, wos is denn?“

„Merkste nich, doß es und's sein blus neun Mark. Suste seins doch immer zahne und drüber.“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ene Mark Urdnungstrofe ho ich gemußt gan“, fuhr er fort. „fers Zuspätekummen. Ich mach mer ober nischt draus.“

Er forderte die Frau abermals auf, die dreihundert Mark herzubringen. Jetzt ging ein Schein des Verständnisses über ihre harten ausdruckslosen Züge. Sie erinnerte sich an das Geld, und sie erwiderte, daß er es in die Schublade gelegt habe.

Sie zog die Schublade auf, blickte hinein und tastete mit den Fingern in den Papieren, die dort lagen. Josef trat an ihre Seite und verfolgte gespannt das Spiel ihrer Finger.

„Du hufst's doch nei gelät . . .“

„'s muß doch drinne sein . . .“

„Ich find's nich . . .“

„Gieh amol weg!“

Er stieß das Weib unwirsch zur Seite, riß die Schublade heraus, schüttete den ganzen Inhalt auf den Tisch und durchwühlte ihn hastig mit gespreizten Fingern. Einige alte Briefe und vergilbte Gebetsblätter, ein Rosenkranz, das Mietsbüchel, ein paar Knöpfe, ein paar Nadeln und alte Nägel lagen da. Das Geld war nicht zu finden, auch in den Briefen nicht und im Mietsbüchel nicht.

„'s is weg!“ rief er, und der Ruf klang so dumpf und entsetzlich, daß Maria und Alois betroffen von ihrem Spiel aufblickten.

Sie erkannten den Vater nicht wieder; er sah aus, wie ein fremder Mann. Alois flüchtete schreiend zur Mutter und verbarg seinen Kopf in den Falten ihres Kleides.

„'s is weg! Wu is es hien?“ fragte Josef in unheimlichem Tone, und er starrte sein Weib an, und er erhob die Hände mit den gespreizten Fingern, als wollte er wie ein Raubtier auf das Weib losspringen und es wütend würgen.

Therese wich zurück, und sie wiederholte immer wieder, daß er selbst das Geld in die Schublade gelegt habe.

Maria erriet, um was es sich handelte. „Die Papierstreifel“, sagte sie, „habe der Alois aus der Schublade genommen und mit der Scheere zerschnitten, der Alois aber . . .“

Die kleine Angeberin hielt inne. Sie ängstigte sich vor dem entstellten Gesichte des Vaters.

„Wo — wo sein se?“ fragte er mit schwerer Zunge.

Maria warf einen um Schutz flehenden Blick zur Mutter hin und antwortete dabei dem Vater! „A hot darmitte gespielt, und ich wees nich, wu de Schnitzel sein.“

Gurgelnde Töne kamen von den Lippen des Mannes. Er ballte die Fäuste gegen die Frau.

„'s Geld will ich hon, 's Geld!“ und er schüttelte und stieß die Frau, die keines klaren Gedankens mächtig war und sich gegen die Mißhandlung nicht wehrte.

„Zwanzig Mark kriegt der Herr Forr . . .!“ schrie Josef. „'s andere kriegt der Krafcezek Anton. Der wort' uf mich.“

Da plötzlich ging in seiner Seele eine Wandlung vor. Er redete kein Wort mehr, und der Ausdruck der wilden Erregung wich von seinem Gesichte. Mit fester Hand griff er nach dem Knaben, riß ihn los von der Mutter und zerrte ihn zur Thür.

„Wos thuste?“ kam es mechanisch über die Lippen der Frau.

Er gab keine Antwort. Sie eilte zum Kleinsten, das munter geworden war und mit heller Stimme schrie, und sie hieß Maria, ins Bett zu gehen. Nach einer Weile ging sie hinaus; sie wollte, wie sie zur Maria sagte, zum Vater gehen, — „daß a und a werd nich ze grob zum Jingerle“.

Draußen war alles still. Sie kam in den Holzstall, und dort sahen ihre Augen das Gräßliche, das Grauenhafte. Sie sahen es, und ihr Mund blieb stumm. Sie fühlte ein Würgen am Halse, und sie konnte nicht schreien, nicht rufen. Der Junge lag tot am Boden, und der Josef hatte sich aufgehängt.

Ihre Augen waren trocken, ihr Blick starr. Es war fast, als fehle ihr das Begriffsvermögen. Was hatte Josef gethan? . . .

„Mei Alois!“

Sie erschrak vor ihrer eigenen Stimme, und sie wunderte sich, daß sie auf einmal wieder sprechen konnte. Jetzt erst ward ihr alles klar. Jesus Maria! . . . Wegen der dreihundert Mark! . . . Weil der Junge das Geld zerschnitten hatte, auf das sie aufpassen sollte. Und nun war er tot, und der Josef war tot . . . kein einziges Wort werden sie mehr reden mit einander . . . Und sie waren so gut gewesen, der Josef und das Jungel . . .

Da kam Leben in ihre Gestalt. Sie ging zurück in die Stube. Maria war eingeschlafen, und das Kleinste schlief auch.

„Zwanzig Mark kriegt der Herr Forr for die heilige Kirche, das andre kriegt der Krafcezek Anton, der wort't uf mich!“ murmelte sie vor sich hin.

„Zwanzig Mark der Herr Forr . . .“

In aller Ruhe zündete sie eine Lampe an. Sie leuchtete hinauf, nach der Herdkante. Dort lag Josefs Lohn und noch anderes Geld. Sie strich alles zusammen herunter und band es sorgfältig in ein Taschentuch.

„Zuerscht der Herr forr; zwanzig Mark kriegt der Herr forr fer die heilige Kirche . . .“

Sie blies das schwehlende Licht aus und ging hinaus in den Abend.

Bücherbesprechungen.

Waldwinter, Roman von Paul Keller. Mit Bildern von P. Brockmüller. Herausgegeben von der Deutschen Litteratur-Gesellschaft. München 1902.

Vor ungefähr drei Vierteljahren wurde in dieser Zeitschrift bei Besprechung der Oberschlesischen Dorfgeschichten von Moritz von Reichenbach das Fehlen eines modernen schlesischen Dorfromanes großen Stiles betont und der Mahnruf an Schlesiens Vertreter im Parnas laut, diese offenbare Lücke im schöngeistigen Streben unserer Heimat auszufüllen. Es wurden als Vorbilder hingestellt die großen süddeutschen Vertreter der Dorfgeschichte, ein Maximilian Schmidt, Ganghofer, Hansjakob, Anton Schott.

Überraschend schnell hat sich ein berufener Wahrer des dichterischen Ansehens der Schläsing gefunden in unserem Breslauer Landsmanne, dem feinsinnigen Poeten Paul Keller, der gelegentlich des Preisauschreibens der Deutschen Litteratur-Gesellschaft für den besten Roman mit seinem „Waldwinter“ eine rühmliche Lanze dafür gebrochen hat.

Sein Roman ist keine Dorfgeschichte im strengen Sinne des Wortes, insofern die Hauptpersonen nicht Dorfkinder sind; aber er spielt auf heimatlichem Boden, unter Dörflern des schlesischen Gebirges, und deren Geschick ist aufs engste mit dem jener verknüpft, Leben und Treiben der Dorfleute, ja zum guten Teil auch ihre Sprache wird in so naturwahrer und packender Weise vorgeführt, daß dem Werke entschieden ein hervorragender Platz unter der schlesischen Heimatskunst gebührt. Zudem ist es ein ernstes seelisches Problem, dessen Lösung der Held der Dichtung herbeiführt, die Umwandlung eines durch die Mahnungen und verbitterten Memoiren ihrer unglücklichen, wahnwitzigen Mutter zu hartnäckiger Ehescheu gebrachten Mädchens, die mit ihrem warmen Herzen und ihren sonstigen edlen Eigenschaften gerade dazu bestimmt erscheint, durch Liebe zu beglücken und glücklich zu werden. Der Held selbst ist ein junger Schriftsteller — vielleicht erzählt der Dichter eigenes Schicksal —, der um zu arbeiten und Frieden zu haben vor dem ermüdenden Großstadtwinter in den Waldwinter der schlesischen Berge flüchtet, auf eine der romantischen Burgen dorfselbst, deren Besitzer sie ihm auf seinen eigenen Wunsch zum längeren Aufenthalte großmütig eingeräumt hat. Die herrlich über dem grotesken Schlesiertale im Waldenburger Gebirge gelegene Kynsburg des Baron von Jedlitz ist es, die, wenn wir nicht sehr irren, der Verfasser bei Schilderung seines Waldhofes vor Augen gehabt hat. In diesem Waldwinkel pulsiert jedoch das regste Leben, es kommt zu erschütternden Herzenskämpfen, deren Schauplatz sogar für kurze Zeit nach den Schneefeldern des Riesengebirgskammes verlegt wird; endlich aber kehrt Friede und Glück in Burg und Hütte ein.

Und das alles spielt sich in rascher Folge ab, in lebenswahren Bildern, die von sprudelnder Heiterkeit bis zur tiefsten Tragik wechseln. Mit welch köstlichem Humor sind nicht die lebensvollen Gestalten des gravitätischen, goldhehrlichen Portiers und Oberkellners Baumann und des poltrigen, biedereren Oberförsters Gerstenberger gezeichnet! Die ganze übrige schlesische Litteratur hat letzterer Figur nichts Ähnliches zur Seite zu stellen, nur

im Onkel Bräsig Fritz Reuters findet sie Ihresgleichen. Eingehende Beobachtung und Kenntnis des schlesischen Dorflebens bekundet die Charakterzeichnung des Gastwirtes und Dorfschulzen Sternitzke und die Schilderung der Steinwernesdorfer Gemeindefestung. Welch süßer Reiz liegt über der rosigen Mädchenknospe Ingeburg und über der sinnig ernstern Marianne! Eine träumerische Romantik ist es, in deren Frieden jener ewig moderne und doch in seiner Ursache ganz originelle Konflikt sich abspielt. Und diese Verschmelzung der Wirklichkeit von heute mit dem Zauber der Vergangenheit und Waldbyssle, die Harmonie von Realismus und Romantik giebt Kellers Roman auch eine Bedeutung in der Litteraturgeschichte, die ja schon heute eine Rückkehr vom Naturalismus zur Klang- und Schönheitssehnsucht verzeichnet.

Kellers „Waldwinter“ läßt sich am besten mit Ganghofers „Schweigen im Walde“ vergleichen. Doch man nehme und lese!

„Waldwinter“ soll auf keines gebildeten Schlesiens Weihnachtstisch fehlen. W.

Rundschau. Vereins- und Lokal-Zeitung, von Nr. 4 ab Gleiwitzer Lokalzeitung. Herausgegeben von Ludwig Anders. Erscheint einmal wöchentlich. I. Jahrgang. Die I. Nummer trägt das Datum: Gleiwitz, den 9. Oktober 1902. Druck von Richard Schulze Nachf., Gust. Stephan in Gleiwitz.

Die in Gleiwitz erscheinende Wochenschrift ist ursprünglich als Gleiwitzer Vereinszeitung ins Leben getreten und hat sich, nachdem sie von den Gleiwitzer Vereinen nicht die erhoffte Unterstützung gefunden hat, nach der dritten Nummer in eine Lokalzeitung umgewandelt. Die Zeitschrift selbst äußert sich über ihre Umgestaltung und ihre Absichten und Aussichten für die Zukunft in Nr. 4 wie folgt:

„Eine wichtige Änderung bringt die heutige Nummer unsres Blattes, die äußerlich wahrscheinlich die wenigsten bemerken werden. Die Rundschau hört auf Vereinszeitung zu sein, um sich fortan lediglich in den Dienst lokaler Interessen zu stellen. Das Wesen der Vereinszeitung vertrat sich nicht mit jenen Zielen, die wir als Lokalzeitung zu verfolgen haben, und da uns außerdem von den Vereinen nicht die Unterstützung zu teil wurde, auf die wir gerechnet haben und die uns auch zugesagt worden war, entschlossen wir uns nach langem Zaudern zu dem wichtigen Schritte, der bei aller Einengung des ursprünglichen Programmes unsres Blattes doch einen großen Fortschritt bedeutet. Wir können mit den Erfolgen, die wir bis heute errungen haben, zufrieden sein. Nach noch nicht vierwöchentlichem Bestehen, blicken wir auf einen Abonnenten- und Freundeskreis, dessen Größe alle unsre Erwartungen weit übertroffen hat. Es hat sich in diesem Zeitraume ergeben, daß in Gleiwitz noch genügend unabhängige Männer sind, die die Kritik zu schätzen wissen und ein strenges sachliches Wort auch dann als berechtigt anerkennen, wenn es an der zweifelhaften Autorität alter Vorurteile zu rütteln wagt. . . Darum auch ist uns der Entschluß, die Vereinszeitung fallen zu lassen und uns lediglich nur noch der Besprechung kommunaler und oberschlesischer Verhältnisse zu widmen, leicht geworden. . . Wie während der vorbereitenden Arbeiten unser Blatt von der Vereins-, Theater- und Konzertzeitung zu einer Vereins- und Lokalzeitung gewachsen ist, so hat es sich in einer kurzen Zeitpanne auch über diesen Rahmen hinausgedehnt, um sich fortan in den Dienst höherer Aufgaben zu stellen. Noch ist diese Entwicklung nicht abgeschlossen. Wie sich die Rundschau ausgestalten wird, das muß die Zukunft lehren.“ Es ist selbstredend, daß man unter solchen Umständen mit einem Urteil über die neue Zeitschrift zurückhalten und abwarten muß, was aus dem Miste werden wird, wenn er ausgegohren haben wird.

Türmer-Jahrbuch 1905. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 412 Seiten. Illustriert und in modernem Prachteinband. Preis Mk. 6.

Das Türmer-Jahrbuch, dessen Tendenz und Grundstimmung, ähnlich der von demselben Herausgeber redigierten Zeitschrift, freisinnig-christlich ist, bringt eine Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen, so: Was wissen wir von Jesus? von Marine-Oberpfarrer Christian Rogge; Der Ursprung des Lebens auf der Erde, von Prof. Joh. Reinke; Weltgeschichte und Sittlichkeit, von Prof. Fr. W. Foerster; Max Klinger, von Dr. Walter Gensel; Der Spiritismus, von Prof. Max Dessoir u. s. w. Der zweite Teil enthält lyrische Gedichte von Carl Busse, Eulu von Strauß-Torney, Börris Frhr. von Münchhausen, Heinrich Vielordt, Gustav Kenner, Fritz Lienhard und Gustav Falke. Es folgen dann unter der Aufschrift „Am Webstuhl der Zeit“ einige ganz kurz gehaltene Betrachtungen über Fortgang der Wissenschaften, Litteratur, Kunst u. s. w. Zum Schluß ein mit Illustrationen versehener Aufsatz: Von der modernen Karrikatur, aus der Feder von Dr. Rudolf Presber. An Mannigfaltigkeit des Stoffes läßt das Türmer-Jahrbuch nichts zu wünschen übrig, und wenn auch nicht alle Beiträge auf gleich hoher Stufe stehen, so ist doch durch die Verschiedenheit der Materie dafür gesorgt, daß ein jeder Leser etwas seinem Geschmacke Zusagendes findet. Die Ausstattung des Buches ist sehr ansprechend.

Arbeiterfreund. Kalender für den oberschlesischen Berg- und Hüttenmann. 1905. Bearbeitet von R. Kornaczewski, Redakteur. Kattowitz 1902. Druck und Verlag von Gebrüder Böhm. 112 Seiten. Zahlreiche Illustrationen im Text.

Der Kalender, der zum ersten Mal in die Welt hinausgeschickt wird, bemüht sich ein Volksbuch zu sein, das in reichem Wechsel des Stoffes den Leser über den Wert und die Geschichte der heimatischen oberschlesischen Scholle aufklärt, ihn zu heilsamen Gedanken anregt und den Trübfinn durch heitern Scherz bannt. Aus dem reichhaltigen Inhalt sei hervorgehoben: Kalender-Nachrichten; Kalendarium; An die Oberschlesier; Unserm Kaiser; Genealogie der europäischen Regenten; Oberschlesiens Bergbau; Geh. San.-Rat Professor Dr. Wilhelm Wagner; Von der Kgl. Preussischen Bergwerksverwaltung; Von der Vereinigten Königs- und Lanrahütte; Vergiftung von Kindern durch Branntwein u. s. w. Außerdem bringt der Kalender eine stattliche Anzahl von Erzählungen ernstern und humoristischen Inhalts, Gedichte patriotischen und andern Charakters, kleine Scherze u. s. w.

Chronik.

- 2. November.** Kardinal Kopp hat mit Genehmigung der Regierung die Kapellengemeinde Gogolin zu einer selbständigen Kuratie mit folgenden näheren Bestimmungen erhoben: Der Sprengel der neuen Kuratie umfaßt die Ortschaften Gogolin und Strebinow mit Podbor, deren katholische Bewohner aus dem Pfarrverbande mit Ottmuth bezw. Jeschona fortan ausscheiden und die selbständige Kuratialgemeinde Gogolin bilden. Die neue Kirche in Gogolin ist die Kuratialkirche. Der Sitz des Kuratus ist Gogolin. Bei freier Wohnung bezieht der Kuratus 1500 Mk. Jahreseinkommen, nämlich 600 Mk. durch die Zinsen der vorhandenen Ablösungs- und Stiftungskapitalien, den Mehrbetrag durch Stolgebühren, Accidentien und

einen Beitrag der Gogolin-Goradzer Kalk- und Cement-Aktien-Gesellschaft. Das Recht zu freier Ernennung des Kuratus steht dem Fürstbischöf von Breslau zu. Die Kuratie verbleibt in dem Archipresbyterat Groß-Strehlitz.

8. **November.** Erzpriester Mysliwiec in Oppeln im 58. Lebensjahre †.
8. **November.** Auf Veranlassung des Schriftführers Bürgermeister Saalman hat der Vaterländische Frauenverein in Pleß, um dem Alkoholmißbrauch zu steuern, ein Lokal gemietet, in dem nur Kaffee, Thee und warme Speisen für einen billigen Preis verkauft werden.
9. **November.** Der Amtsvorsteher von Jabrze erläßt eine Bekanntmachung, wonach der Betrieb von Branntweinschänken an Sonn- und feiertagen bis nach Beendigung des Hauptgottesdienstes, d. i. vormittags bis 11^{1/2} Uhr und nachmittags bis 4 Uhr gänzlich untersagt ist.
12. **November.** Die Stadtverordneten in Königshütte wählen ihren bisherigen zweiten Bürgermeister Gahle mann auf eine weitere Amtsdauer von 12 Jahren.
15. **November.** Fürst Karl May von Sichnowsky wird an Stelle seines verstorbenen Vaters zum Kreistagsabgeordneten in Ratibor gewählt.
23. **November.** Auf Veranlassung der Beuthener Fleischer-Innung findet eine Versammlung der Vorstände sämtlicher Fleischerinnungen des Industriebezirkes statt. Es wird beschlossen, aus dem schlesischen Bezirksverein auszuscheiden und einen eigenen Verband zu gründen unter dem Namen „Verband der Fleischerinnungen des oberschlesischen Industriebezirks im deutschen Fleischerverbande“.
24. **November.** Die Stadtverordneten in Kattowitz wählen den Stadtrat Pohlmann aus Posen zum Ersten Bürgermeister.

